

HELMUT THOMÄ, ULM

Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse. Ein Plädoyer für Reformen (I)*

Übersicht: Thomä plädiert für eine psychoanalytische Ausbildung, in deren Zentrum die kritische Aneignung psychoanalytischen und humanwissenschaftlichen Wissens und therapeutischen Könnens rückt und in der die persönliche Analyse (Supertherapie) ihre Überwertigkeit verliert. Eine zeitliche Begrenzung der Lehranalyse scheint möglich. Qualifikationsnachweise für die Berufsausübung sollten ausschließlich im Ausbildungsinstitut und in enger Zusammenarbeit mit den Lehrern erbracht werden.

»The heart of the matter is that the problem doesn't really seem to have changed much in the last forty-five years! But in listening to you here, I also got the impression that my colleagues who first advocated the introduction of training analysis [...] – if they had known of all the dangers, of the positive and negative transferences, and splits, and hates, etc. – would probably never have advocated it! – They would have said, »Let them be as they are!«
(A.Freud, 1983, S.259).

1. Einleitung

Dem weltweiten Überblick Wallersteins (1987a und b) kann man entnehmen, daß das der Lehranalyse immanente Dilemma spätestens 1938 durch die Berichte von Fenichel (1980) und A.Freud (1950) offenkundig wurde. Die Bedingungen, die die Lehranalyse komplizieren und sie in vieler Hinsicht von einer therapeutischen Analyse unterscheiden, wurden übereinstimmend beschrieben. Beide Autoren betonten die Veränderung der Übertragung aufgrund der Tatsache, daß der Lehranalytiker als reale Person eine außerordentlich bedeutungsvolle Rolle im Leben des Kandidaten einnimmt. Betrachtet man es sogar als einen Kunstfehler, wenn der Analytiker dem Patienten am Ende »die Identifizierung mit seiner Person und seiner Berufstätigkeit gestatten würde« (A.Freud,

* Einige Abschnitte dieser Arbeit wurden bei der Jahrestagung der DGPT zum Thema »Lehranalyse und psychoanalytische Ausbildung« am 23.9.1990 in Lindau vorgetragen. Mein Dank gilt allen Kolleginnen und Kollegen, die mich durch Diskussionsvoten oder durch kritische Anmerkungen dazu angeregt haben, einen früheren Entwurf zu überarbeiten.

Teil II (Schluß) erscheint im nächsten Heft.

Bei der Redaktion eingegangen am 12.September 1990.

1950, S.1409), gäbe es überhaupt keine Lösung für dieses »synkretistische Dilemma« (Lewin und Ross, 1960; Calef und Weinshel, 1973). Denn eine Identifizierung mit der Berufstätigkeit ist unvermeidlich.

Die Probleme sind also seit fünfzig Jahren bekannt. Balints (1948) erste Bestandsaufnahme nach dem Zweiten Weltkrieg und Knights (1953) Übersicht zur Lage der institutionalisierten Psychoanalyse in den USA zeichnen ein Querschnittsbild, das weit mehr erfaßt als einen historischen Augenblick. Balint zeigte, wie die Lehranalyse, von Freud (1912e) unter Würdigung der Züricher Schule, also C.G.Jung, empfohlen und von Nunberg (1918, zit. nach Wallerstein, 1985, S.37) als unabdingbare Voraussetzung für die Berufsausübung gefordert, in den Mittelpunkt der Aus- und Weiterbildung rückte. Beim 18. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in London (1953) fand das erste Symposium nach dem Zweiten Weltkrieg über Probleme der psychoanalytischen Ausbildung statt, das sich vorwiegend mit der Lehranalyse befaßte. Die meisten der Probleme, mit denen sich die seither regelmäßig abgehaltenen nationalen und internationalen Lehranalytikerkonferenzen befassen, wurden damals von Balint (1953), Bibring (1954), Gitelson (1954), Heimann (1954), Lampl-deGroot (1954) und Nacht (1953) erfaßt. Zusammen mit Lebovici und Diatkine präziserte dann Nacht (1960) seine Kritik an der institutionalisierten Lehranalyse und berichtete von der in Frankreich angenommenen Lösung, die darauf abzielt, die Abhängigkeit des Kandidaten von seinem Analytiker zu verringern und den Einfluß des Lehranalytikers auf den Ausbildungsgang auszuschalten. Der Vorschlag zur Trennung der Lehranalyse von der übrigen Ausbildung wurde von vielen Autoren, z.B. von Kairys (1964), F.McLaughlin (1967), J.McLaughlin (1973), positiv aufgenommen und von einigen psychoanalytischen Instituten realisiert, wie die Übersichten von A.Sandler (1982) und Wallerstein (1978a, 1985) zeigen.

Der Verlauf einer Lehranalyse ist von verschiedenen Bedingungen abhängig: von der Persönlichkeit des Kandidaten und seinem Berufswunsch, von der Person des Lehranalytikers, seiner theoretischen und praktischen Orientierung und vom Ausbildungsinstitut. Die Lehranalyse unterscheidet sich bezüglich dieser drei Bedingungen von einer therapeutischen Analyse, und zwar grundlegend. Die Tatsache, daß der Kandidat den gleichen Beruf ergreifen möchte wie sein Analytiker, beeinflußt deren Beziehung zueinander und hat Auswirkungen auf die Übertragung. Schließlich bilden das Ausbildungsinstitut und sein Träger, die lokale und nationale Berufsgemeinschaft, einen stark wirksamen psychosozialen Hintergrund, der in therapeutischen Analysen fehlt.

Die psychosoziale Realität, die sich in der Lehranalyse konstituiert, ist aus den genannten Gründen von derjenigen unterschieden, die ein Patient erlebt. Ich werde mich mit einigen typischen Problemen befassen, die der Lehranalyse anhaften und die durch kein bisher verwirklichtes Ausbildungsmodell gelöst werden konnten. Die einmal bahnbrechende Idee wird seit Jahrzehnten in einer Weise verwirklicht, die für die Psychoanalyse als Therapie und Wissenschaft ungünstige Nebenwirkungen hat. Die Kritik am psychoanalytischen Ausbildungssystem macht es notwendig, Funktion und Rang der Lehranalyse neu zu bestimmen, um der wissenschaftsgeschichtlich säkularen Einführung der methodisch begründeten Selbsterfahrung in die psychoanalytische und psychotherapeutische Ausbildung künftig gerecht werden zu können. Die Probleme der Lehranalyse sind systemimmanent.

Es ist entmutigend, daß zwar viele Psychoanalytiker mit dem Ausbildungssystem unzufrieden sind, die Reformfreudigkeit aber sehr gering ist. Um meine Behauptungen belegen und eine Reform begründen zu können, ist eine umfangreiche und gründliche Argumentation erforderlich. Die von mir vorgenommene Gliederung erleichtert eine selektive Lektüre. Wegen der internationalen Verflechtung, die einen großen Spielraum für unterschiedliche Modelle läßt, ist eine vergleichende Untersuchung erforderlich. Selbstverständlich steht die Lage in unserem Land im Mittelpunkt. Das Wachstum der Psychoanalyse während der letzten Jahrzehnte in der BRD wird von außen, vorsichtig und diplomatisch ausgedrückt, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Meine eingreifenden Reformvorschläge werden auch in persönlicher Hinsicht kritisch unter die Lupe genommen werden. Als ein Vertreter der ersten psychoanalytischen Nachkriegsgeneration bin ich mir unserer historischen Belastung besonders bewußt. Trotzdem hoffe ich, daß die vorgeschlagene Reform der Stellung der Lehranalyse im psychoanalytischen Ausbildungssystem, mit der aus der weltweiten Kritik entschiedene Konsequenzen gezogen werden, ernsthaft geprüft und erprobt werden wird. Die meisten der diskutierten Probleme der psychoanalytischen Ausbildung und Lehranalyse sind geschlechtsunspezifisch. Ich verwende durchwegs das gebräuchliche generische Maskulinum und spreche über die Gattung der Bewerber, Kandidaten und Psychoanalytiker. Im deutschen Ausbildungssystem avanciert der »Teilnehmer« zum »Kandidaten«, wenn er die Therapie von kontrollierten Fällen beginnen darf. Im englischen Sprachraum ist »Kontrolle« durch »Supervision« ersetzt worden, und der Kandidat wird weithin als *student* bezeichnet. Ich verzichte auf terminologische Unterscheidungen, obwohl es natürlich nicht

gleichgültig ist, daß die Bezeichnung *candidate* am New Yorker psychoanalytischen Institut aufgegeben wurde, um im *student* der Psychoanalyse nicht den Eindruck zu erwecken, er sei bereits ein Anwärter auf die Mitgliedschaft (vgl. Lewin und Ross, 1960, S.31). Ich benutze also die Bezeichnung Kandidat für die gesamte Gruppe derjenigen, die sich in psychoanalytischer Ausbildung befinden. Geschlechtsspezifisch sind Frauen als Ausbildungskandidatinnen, abhängig von ihrem Hauptberuf und von ihrer familiären und sozialen Situation, in einer besonderen Lage, worauf eigens einzugehen sein wird.

Die von mir in fünf Abschnitten begründete und im 6. Kapitel vorgeschlagene Reform der psychoanalytischen Ausbildung unter besonderer Berücksichtigung der Lehrjahre enthält Elemente, die in den traditionellen Modellen unterschiedlich ausgeprägt sind. Durch die Einfügung neuer Elemente ist ein Modell entstanden, dessen Verwirklichung viele Probleme lösen könnte. Ohne Anspruch auf bibliographische Vollständigkeit strebe ich eine systematische Argumentation an mit dem Ziel, die Experimentierfreudigkeit in der Psychoanalyse zu beleben. Meine Beurteilung der Krise der Psychoanalyse, zu der alle Ausbildungsmodelle in unterschiedlicher Weise, aber insgesamt kumulativ beitragen, hat mich zu der Auffassung gebracht, daß es nicht gut ist, mit schlechten Kompromissen zu leben. Leser, die sich mehr für das Ergebnis als für die Begründung interessieren, finden im Abschnitt 6 eine Reform beschrieben, die ein Versuchsstadium verdient, wenn die vorgebrachten Argumente stichhaltig erscheinen.

2. Zur Kritik der psychoanalytischen Ausbildung

Mit den im Motto wiedergegebenen Worten kommentierte Anna Freud in dem vom Vorstand der IPV einberufenen Symposion (1976) über »die Identität des Psychoanalytikers« die beunruhigenden Probleme der Lehranalyse. Ausgeglichen wurde diese negative Einschätzung durch die positive Ergänzung, beim Symposium sei zu wenig über den durch die Lehranalyse vermittelten identifikatorischen Lernprozeß gesprochen worden, der zur Liebe für die Psychoanalyse inspiriere. Die von ihr gegebenen Beispiele zeigen eindrucksvoll, wie die Begeisterung für die Psychoanalyse durch Identifizierung und nicht durch Indoktrination weitergegeben werden kann.

Als Anna Freud (1966) »das ideale psychoanalytische Lehrinstitut: eine Utopie« inhaltlich skizzierte, bewertete sie die Ausbildungssituation an den traditionellen psychoanalytischen Abendschulen negativ: »Soweit

ich sehe, gibt es keine andere ernsthafte und ambitionierte Wissenschaft, die ihre Ausbildung in einem ähnlichen Teilzeitsystem betreibt und sich davon eine wirkliche Qualifizierung erhofft.« Anna Freud forderte – vergebens – die ganztätige Ausbildung, die einzig und allein in der Lage sei, eine ausreichende psychoanalytische Erfahrungsbasis zu schaffen und die Psychoanalyse wissenschaftlich zu fördern. Auch Kernberg (1984) hat sich nicht gescheut, die »Krankheit« der psychoanalytischen Ausbildung zu diagnostizieren und beim Namen zu nennen: »Während die Träger der psychoanalytischen Ausbildung [also die Lehranalytiker] die Psychoanalyse als eine Kombination von Kunst und Wissenschaft auffassen, entspricht die organisatorische Struktur psychoanalytischer Institute, wie mir scheint, am ehesten einer Kombination von [technischer] Berufsschule und Priesterseminar« (S.62).

Ich teile die Kritik von Anna Freud und Otto Kernberg und bin überzeugt, daß diese unabhängig von der jeweiligen Organisationsform und der Zugehörigkeit zu irgendeinem (oder keinem) internationalen Dachverband gültig ist. Denn überall werden in »Abendschulen« psychoanalytische Therapeuten ausgebildet, und der Schultypus entspricht an den meisten Orten der von Kernberg beschriebenen Mischung.

2.1 Medizinalisierung und Demedikalisierung

An der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit leiden viele Psychoanalytiker seit Jahrzehnten. Es ist ein geringer Trost, wenn man im Vergleich mit anderen Ländern den Glauben pflegen kann, im eigenen Haus sei es doch noch viel besser als anderswo. So ist es üblich geworden, die amerikanische Psychoanalyse zu kritisieren, weil dort die Ausbildung bis vor kurzem eine psychiatrische Weiterbildung voraussetzte. Dort sei die Psychoanalyse zur Magd der Psychiatrie geworden. Die Alte Welt kann sich auf Freud berufen, kann die Tradition der Laienanalyse und den humanwissenschaftlichen kulturkritischen Anspruch der Psychoanalyse betonen. Wie so häufig, wird man beim genaueren Hinsehen bescheidener. Betrachtet man die Wirklichkeit und läßt man sich nicht vom Mißbrauch von Idealen zum Zwecke des Machtkampfes verführen, erkennt man bald, daß tatsächlich überall in der Welt das Ausbildungsziel sich an einem bestimmten Typus des psychoanalytischen Therapeuten orientiert. Insofern Therapie etwas mit Medizin zu tun hat, kommt es überall zur »Medizinalisierung«, unabhängig vom Grundberuf des Analytikers. Der umfassende Anspruch, den Freud an die psychoanalytische Ausbildung gestellt hat, wird wohl nirgendwo erfüllt.

Nur höchst selten wird die Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten von einer systematischen Therapieforschung begleitet oder in eine institutionell verankerte poliklinische Krankenversorgung eingebettet. Auf diesen Verlust der Trias von Lehre, Forschung und Krankenversorgung, nach der auch das Berliner Psychoanalytische Institut konzipiert worden war, hat Balint (1948) nachdrücklich aufmerksam gemacht. Bleibt man bei den naheliegenden Aufgaben, muß die Frage aufgeworfen werden, wo an den traditionellen Abendschulen der Ausbildung eine eigenständige und systematische psychoanalytische Prozeß- und Ergebnisforschung betrieben und der humanwissenschaftliche, der kulturkritische Universalitätsanspruch der Psychoanalyse eingelöst wird. Es ist nicht mein Eindruck, daß sich seit Balints Kritik, also in 40 Jahren viel geändert hat. Sieht man von einigen bedeutenden Ausnahmen ab, die sich offenbar auf den Ausbildungsalltag kaum auswirken, obwohl die katamnестischen Untersuchungen von Wallerstein (1986, 1989), Kantrowitz et al. (1989, 1990) jedem Analytiker zu denken geben sollten, besteht ein Mißverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Ein großer Erfahrungsschatz ist wissenschaftliches Brachland. Es wirkt sich nachteilig aus, daß der niedergelassene Analytiker allein zu einer hypthesenprüfenden Forschung nicht in der Lage ist, so daß alte oder neue Entdeckungen nicht gründlich überprüft werden können (vgl. Kaplan, 1981; Glassmann, 1988). Geht man von der selbstkritischen Prüfung der eigenen Entdeckungen aus und sieht darin erste Schritte einer Therapieforschung, könnte schließlich auch eine Systematik erreicht werden, die Teil einer Medizinalisierung im besten Sinn des Wortes wäre. An den meisten psychoanalytischen Abendschulen wird eine halbierte, eine Pseudomedizinalisierung vermittelt.

Nicht besser sieht es mit dem umfassenderen Anspruch aus, den psychoanalytische Institute eigentlich erfüllen sollten. In den europäischen psychoanalytischen Gesellschaften sind in unterschiedlichen Prozentsätzen Psychologen, Philologen, Philosophen, Soziologen, Theologen, Literaturwissenschaftler und andere akademische »Laien« zum Psychoanalytiker ausgebildet worden. Die Idee, auf diesem Wege wenigstens einige Elemente einer »psychoanalytischen Hochschule« zu verwirklichen und somit dem umfassenden Anspruch Freuds (1927 a) gerecht zu werden, hat sich als Fata Morgana erwiesen, deren betörende Kraft immer wieder und besonders bei Tagungen über zukünftige Vollkommenheiten belebt wird. Sieht man von einer ganz kleinen Gruppe aus der Psychologie kommender amerikanischer Psychoanalytiker ab, hat beispielsweise die große Majorität von Psychologen, die in vielen europäi-

schen psychoanalytischen Gesellschaften die Hälfte der Mitglieder ausmachen, die Forschung nur unwesentlich gefördert. Psychoanalytische Therapeuten aus anderen Grundberufen als der Medizin und der Psychologie, die unzutreffend als Laienpsychoanalytiker bezeichnet werden, verlieren im allgemeinen ihre wissenschaftliche Kompetenz in ihrem ursprünglichen akademischen Feld. Selten tragen diese »Laienanalytiker« zur interdisziplinären Forschung bei. Das große und finanziell mit Hilfe einer amerikanischen Stiftung glänzend ausgestattete Projekt, jüngeren Humanwissenschaftlern, die sich auf ihrem Gebiet schon bewährt hatten, eine psychoanalytische Ausbildung durch Stipendien zu ermöglichen, ist gescheitert, wie Holt (1989, S.341) resümiert hat: Einige gaben desillusioniert auf, andere gingen ganz in die Privatpraxis. Viele setzten ihre wissenschaftliche Arbeit auf dem ursprünglichen Gebiet neben ihrer Tätigkeit als psychoanalytische Therapeuten fort und lebten in zwei Welten. Auf die institutionalisierte Psychoanalyse hatte das Ganze nur einen minimalen Einfluß.

Die Probleme, die bei der therapeutischen Anwendung der Psychoanalyse gelöst werden müssen, sind so groß, daß die professionelle Sozialisierung den ärztlichen und nichtärztlichen Kandidaten und jungen Analytiker ganz beansprucht. Die Tätigkeit des psychoanalytischen Therapeuten setzt Erfahrung mit menschlichem Leiden und besonders mit seelischen und psychosomatischen Krankheiten voraus. Insofern die Psychoanalyse den Anspruch stellt, daß ihre Methode therapeutisch wirksam ist, kann sie sich den methodologischen Erfordernissen der Psychotherapieforschung nicht entziehen. Eine vergleichsweise kleine Gruppe von Psychoanalytikern, die in ihren Ländern universitäre Positionen einnehmen, arbeiten seit einigen Jahren intensiv an der Lösung der Probleme, die sich aus dem Forschungsparadigma der Psychoanalyse ergeben (Literatur bei Dahl, Kächele und Thomä, 1988). Daß die Forschung vernachlässigt wurde, wird in einem Augenblick beunruhigend klar, der in den USA durch eine rasch um sich greifende »Demedikalisierung« gekennzeichnet ist (vgl. Cooper, 1990). In dem Land, das der Psychoanalyse eine lange Blütezeit ermöglichte, rächt sich nun, daß viele Chancen zum Aufbau psychoanalytischer Forschungseinrichtungen verpaßt wurden. Durch Eissler (1953, 1958) wurde die psychoanalytische Behandlungstechnik normiert und die »basic-model-technique« zum Vorbild im gesamten Einflußgebiet der amerikanischen Psychoanalyse. Die psychoanalytische Methode und ihr System von Regeln wurden nicht fortlaufend auf wissenschaftliche Fruchtbarkeit und therapeutische Wirksamkeit geprüft. In der normativen Idealtechnik Eisslers

schien die Standardtechnik ihre reinste klassische Form erreicht zu haben. Am allerwenigsten wird in Lehranalysen das Theorie- und Regelsystem von den beiden Beteiligten kritisch untersucht. Es kann davon ausgegangen werden, daß Lehranalytiker sich darum bemühen, die Methode so *rite* als möglich zu vermitteln. Eisslers normative Idealtechnik wurde, eingebettet in die ich-psychologische Strukturtheorie, schulbildend. Der vertretene Deutungspurismus wurde auch außerhalb der Ich-Psychologie, also beispielsweise in der Kleinianischen Theorie der Technik oder in Kohuts Selbstpsychologie – also bei gänzlich verschiedenen Auffassungen über die zu deutenden unbewußten Inhalte –, kultiviert. Diese Idealisierung macht den Lehranalytiker überall zum »Wahrer des analytischen Prozesses«, wie sich Weinshel (1982, S.284) ausdrückt, so als ob die Wahrheit der zugrundeliegenden Theorie und die therapeutische Wirksamkeit nicht mehr zur Diskussion stünden.

Freuds kritischer Realismus, der die Überprüfung aller theoretischen Annahmen erforderlich macht, blieb hinter der Ableitung der Ichpsychologie aus der Metapsychologie zurück. Die Kritik an dieser Form der Exegese Freuds durch Arlow (1982) und Arlow und Brenner (1988) kann nichts mehr daran ändern, daß die kreativen Kräfte einer ganzen Analytikergeneration an diesen Stil gebunden und vom Aufbau einer eigenständigen psychoanalytischen Prozeß- und Ergebnisforschung abgehalten wurden. Einer ihrer hervorragenden Vertreter, R.Holt, zog nach jahrzehntelanger Untersuchung des Primärprozesses, wobei er sich gutgläubig an die üblichen definitorischen Ableitungen durch Rapaport und andere namhafte Vertreter der Ichpsychologie gehalten hatte, eine deprimierende Bilanz: »Es ist alles andere als angenehm, erkennen zu müssen, daß man den größten Teil seiner Karriere einer so wertlosen Theorie gewidmet hat, als welche sich die Metapsychologie erwiesen hat« (Holt, 1989, S.296, S.327). Ähnlich und repräsentativ für eine große Anzahl von Analytikern seiner Generation, hat sich Edelson (1988) geäußert. Er beschreibt seine anfängliche Begeisterung nach der Berufswahl und eine zunehmende Ernüchterung. Am schlimmsten sei es, die Mängel der eigenen Berufsgemeinschaft wahrnehmen zu müssen. Recht spät in seiner beruflichen Laufbahn und im Rückblick stellt Edelson fest, daß die Mängel von Jahr zu Jahr eher zugenommen hätten, ohne Aussicht auf eine Besserung. Repräsentativ dürfte auch sein, daß Edelson trotzdem seine Überzeugung nicht verloren hat und in dem erwähnten Buch Wege der Forschung aufzeigt, die aus der Krise herausführen könnten.

Die gegenwärtige Krise sollte nicht durch den beruhigenden Rückblick,

daß die Psychoanalyse schon viele Stürme überstanden habe (Freud, 1927c, S.360), bagatellisiert werden. Denn die metapsychologischen Annahmen, die alle klinischen Theorien durchsetzen, sind in vieler Hinsicht unhaltbar geworden, so daß mehr ins Rutschen geraten ist als jemals in der Geschichte der Psychoanalyse. Die Suche nach dem *common ground* beim internationalen psychoanalytischen Kongreß in Rom 1989 war erfolglos. Wallersteins (1990) groß angelegter Versuch, wenigstens auf der Beobachtungsebene Übereinstimmung und Gemeinsamkeit zwischen den Schulen zu finden und die beobachtungsfernen Theorien als Metaphern zu verstehen, konnte tiefgreifende Gegensätze nicht überbrücken oder harmonisieren. Obwohl er eine »gemeinsame Grundlage« in den Beobachtungsdaten der analytischen Interaktion suchte, sprechen die angeführten Beispiele und Zitate aus den Arbeiten von S. und E. Fine (1990) sowie von Arlow und Brenner (1988) für eine gegenteilige Auffassung: Die jeweilige Metaphorik und Theorie färbt bereits die Beobachtungsdaten, und Bezeichnungen wie Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand etc. haben unterschiedliche Bedeutungen in den verschiedenen psychoanalytischen Richtungen. Schafer (1990) scheint bei diesem Kongreß den gegenwärtig wirksamen Zeitgeist als psychoanalytischen Pluralismus erfaßt zu haben. Selbstverständlich enthebt dieser Pluralismus nicht von der Verpflichtung der vergleichenden Therapieforschung zwischen den Schulen und Richtungen.

Durch die forschungsferne Ausbildung wurde die Vertiefung oder Veränderung des Freudschen Paradigmas verzögert. Der Mangel an Therapieforschung hat dazu geführt, daß es unklar ist, wie sich die Änderungen der psychoanalytischen Methode bzw. der Theorie der Technik in den verschiedenen Schulen und Richtungen auswirken. Häufig werden neue Auffassungen unkritisch rezipiert, so daß es zu modischen Strömungen kommt, die Universalpsychopathogenesen anbieten und das Heil zu bringen scheinen. Beispielsweise gab es in der BRD eine lange Phase des ich-psychologischen Modells, das in der Nachfolge Freuds von Rapaport, Hartmann, Kris, Löwenstein, A. Freud, Jacobson und vielen anderen in Anlehnung an die Metapsychologie geprägt wurde und uns nach 1945 erreichte. Es folgte eine kurze Blüte des Werkes von Erikson. Danach war der Einfluß Kohuts überwältigend. Die Objektbeziehungstheorien verteilen sich auf viele Namen, was einheitliche modische Strömungen erschwert. Die in sich geschlossene Theorie und Technik Melanie Kleins hat Kohuts Einfluß abgelöst. Indes zeichnet sich bereits ab, daß nun eine unkritische Rezeption von Lacan und Rank bevorsteht, wobei der letztere für ein therapeutisches Konzept, das alles von einem

Punkte aus zu kurieren vorgibt, besonders prädestiniert ist. Denn viel weiter zurück als zum Geburtstrauma und in den Mutterleib gelangt man nur noch über die Seelenwanderung (Thomä, 1990). Es ist wesentlich, daß Lehranalysen von Modeströmungen möglichst wenig betroffen sind. »Nichts darf uns abhalten«, so ermuntert uns Freud (1927c, S.356f.), »die Wendung der Beobachtung auf unser eigenes Wesen und die Verwendung des Denkens zu seiner eigenen Kritik gutzuheißen.«

Es ist besonders bedauerlich, daß sich auch die Hoffnungen, die sich auf die universitären, in Anbindung an psychiatrische Kliniken gegründeten psychoanalytischen Institute richteten, nicht erfüllten und der psychoanalytische Einfluß auf die amerikanische Psychiatrie zurückging. Die Idee von Kubie (1957) und Wallerstein (1978), ein eigenes Berufsbild bzw. ein Doktorat zu schaffen, um damit die interdisziplinäre Stellung der Psychoanalyse zu festigen, ließ sich nicht verwirklichen. Shakow (1962) hatte vergebens versucht, Freuds Konzeption einer psychoanalytischen Hochschule im kleinen zu schaffen und ein psychoanalytisches Institut von vornherein interdisziplinär zwischen der Medizin und den Geistes- sowie Sozialwissenschaften anzusiedeln. In Frankreich hat die Schaffung eines Doktorats der Psychoanalyse an einigen Fakultäten für Spannungen mit den psychoanalytischen Instituten gesorgt (Gibeault, 1984).

Da die von mir intendierte Ausbildungsreform auf die Kooperation zwischen psychoanalytischen Instituten und universitären bzw. staatlichen Einrichtungen angewiesen ist, muß das Scheitern früherer Versuche untersucht werden, um aus den verpaßten Gelegenheiten zu lernen. Es gibt besorgniserregende Anzeichen dafür, daß die einzigartigen Möglichkeiten, die in unserem Land bestehen, verspielt werden. Universitäre Forschungseinrichtungen und Ausbildungsinstitute gehen mehr und mehr getrennte Wege. Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe (vgl. Thomä, 1983 a), geht es hierbei nicht nur um die jeweilige Autonomie, die zu respektieren ist, sondern um schlichte Machtfragen. Daß hier aus historischen Gründen ganz sensible Punkte berührt werden, wurde seinerzeit an der Reaktion auf meinen erwähnten Artikel über das Verhältnis von Psychoanalyse und Universität deutlich. Gibeault (1984) hat mir einen universitären Usurpationsversuch zugeschrieben, der mir damals so fern lag wie heute.

In den USA wird die Demedikalisierung nach der Auffassung Coopers nun besonders stark Psychologen zur Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten anziehen, ohne daß sich die traditionell ablehnende Haltung der universitären psychologischen Institute geändert hätte. So wird der drastische Rückgang an ärztlichen Ausbildungskandidaten an

anerkannten Instituten wohl auf längere Sicht ausgeglichen werden. Aber ohne den Rückhalt oder ohne Kooperation mit medizinischen Fakultäten und insbesondere mit psychiatrischen Kliniken ist es unwahrscheinlich, daß in später Stunde und in einer Zeit scharfen Wettbewerbs die Therapieforschung intensiviert werden kann. Cooper bezweifelt zu Recht, daß die negativen Auswirkungen dieser Entwicklung durch zunehmendes Interesse von Literatur- und Geisteswissenschaftlern an der Psychoanalyse ausgeglichen werden können. Die Faszination, die für nicht wenige Philologen besonders vom Werk Lacans ausgeht, ist ein Phänomen besonderer Art, das mit allen Problemen der Anwendung der psychoanalytischen Methode außerhalb des therapeutischen Dialogs belastet ist. Solche Verschiebungen zeigen einmal mehr, daß das Ideengut der Psychoanalyse unsterblich ist – »It is too sturdy for anyone to kill it« (Cooper, 1990, S. 195). Ebenso gewiß wie diese Art von Unsterblichkeit ist, daß die psychoanalytische Methode ohne Anwendung auf dem therapeutischen »Mutterboden« die Beziehung zum Leben verlieren und Geschichte werden würde. Selbst die unbewußten Prozesse der Traumarbeit, für die Freud eine zeitinvariante, eine gesetzesartige Stabilität angenommen hat, sind bezüglich ihrer Inhalte von der Zeitgeschichte bestimmt. Deshalb ist »das gesellschaftliche Unbewußte« (Fromm, 1990) jeweils neu zu entdecken, und zwar in den individuellen Ausgestaltungen unbewußter Phantasien. Anderenfalls würde die Psychoanalyse ihre Aktualität verlieren, auch wenn einige ihrer Erkenntnisse von neuen psychotherapeutischen Richtungen absorbiert werden und Freuds Werk ein bevorzugtes Objekt der Geistes- und Medizingeschichte bliebe.

2.2 Der Verlust der Trias von Lehre, Forschung und Krankenversorgung

Die Klage über das Forschungsdefizit als unvermeidliche Folge der Abendschule hat noch größere Berechtigung als das Bedauern darüber, daß Psychoanalytiker ihre kultur- und gesellschaftskritische Rolle vernachlässigen. Sieht man von der Zivilcourage ab, die eine wichtige Voraussetzung bei der Realisierung von Kritik ist, muß heutzutage angesichts der tiefgreifenden Krise der Psychoanalyse auch die Frage gestellt werden, welche Kompetenz Psychoanalytiker außerhalb ihres engeren Fachgebietes haben. Oft richtet sich das Interesse und das kritische Potential in dilettierender Weise auf andere Gebiete des Lebens, wo es doch im eigenen Haus so viel zu verbessern gäbe.

Alles spricht dafür, daß die heutige Krise der Psychoanalyse eine indi-

rekte Folge eines Ausbildungssystems ist, das seit etwa 40 Jahren die Lehranalyse immer mehr verlängert und ihr den zentralen Platz in der Ausbildung zugewiesen hat. Dabei hat sich ein didaktisch unerläßlicher Bestandteil beim Erlernen der psychoanalytischen Methode in ein Instrument deformiert, das der Psychoanalyse ins eigene Fleisch schneidet. Die fünf- bis fünfzehnjährige Abhängigkeit von einem Lehranalytiker trifft den Nachwuchs in einer kreativen und nach Autonomie strebenden Lebensphase. Überall scheitern Reformen daran, daß die Dauer der Lehranalyse zum Maßstab von Qualität gemacht und die ungünstigen Nebenwirkungen allzulanger Abhängigkeiten übersehen werden. Auch die Kooperation zwischen den psychoanalytischen Ausbildungsinstituten und universitären oder anderen Forschungseinrichtungen wird erschwert, wenn die Lehranalyse den größten Raum im Leben eines jungen Menschen einnimmt, und zwar Tag für Tag und Jahr für Jahr. Der Zeitaufwand der berufsbegleitenden Ausbildung läßt eine hauptberufliche Tätigkeit kaum oder nur mit erheblichen Einschränkungen des Engagements zu, wie die folgende kurze Übersicht zeigt. In Großstädten und Ballungsgebieten, wo die meisten psychoanalytischen Institute liegen, bringen die Entfernungen einen erheblichen Zeitaufwand mit sich, so daß pro Lehranalyse, Supervision und Seminarbesuch (Hin- und Rückfahrt) durchschnittlich eine Stunde kalkuliert werden muß. Daraus ergeben sich unter Einschluß von zwei Seminaren pro zwei Stunden an zwei Abenden 18 Stunden. Hinzu kommen noch acht Sitzungen pro 50 Minuten für zwei Kontrollfälle, deren Protokollierung insgesamt ca. 4 Stunden erfordert. Ohne Literaturstudium kommt der Kandidat nebenberuflich bereits auf 30 Wochenstunden. Spannungen mit dem Arbeitgeber, der die hauptberufliche Tätigkeit bezahlt und von Ärzten sowie Psychologen im allgemeinen ohnedies mehr erwartet, als die 40-Stunden-Woche zuläßt, sind unvermeidlich. Günstiger ist die Lage, wenn der Kandidat als Arzt oder Psychologe seinen Broterwerb an einer Einrichtung verdient, die von einem Psychoanalytiker geleitet wird und Aufgaben der psychotherapeutischen Krankenversorgung erfüllt. Eine mehrjährige Tätigkeit dieser Art schafft die besten Voraussetzungen, um später in der Praxis die in der Psychoanalyse verankerten therapeutischen Verfahren anwenden zu können. Hierfür bilden hochfrequente und gründlich supervidierte Analysen eine wesentliche Erfahrungsgrundlage. Unter welchen äußeren und inneren Bedingungen niederfrequente Behandlungen alle wesentlichen psychoanalytischen Kennzeichen haben können, ist eine offene Frage.

An dieser Stelle ist auf den eingangs erwähnten geschlechtsspezifischen

Unterschied aufmerksam zu machen. Es läßt sich leicht errechnen, daß die nebenberufliche Ausbildung die durchschnittliche Belastbarkeit einer Frau übersteigt, wenn eine Kandidatin neben einer hauptberuflichen Tätigkeit auch noch Aufgaben als Mutter und »Familienfrau« erfüllt – es sei denn, eine Hausangestellte sorgt für die Familie oder der Partner verzichtet als Hausmann auf eine eigene berufliche Tätigkeit während eines langen Zeitraums. In jedem Fall entstehen beträchtliche familiäre Belastungen.

In einer günstigeren Lage ist eine Gruppe von Frauen, die nach einem abgeschlossenen Studium der Medizin oder Psychologie nach kurzer praktischer Tätigkeit ihren Hauptberuf als Familienfrau und Mutter wahrnehmen und deren persönlicher und finanzieller Lebensrahmen es zuläßt, daß nebenberuflich wöchentlich wenigstens 30 Stunden für die psychoanalytische Ausbildung aufgebracht werden können. Diese Kandidatinnen fragen sich allerdings zu Recht, ob die Erfahrungsbasis von zwei oder drei kontrollierten Behandlungen für eine spätere umfassende psychoanalytische Praxis ausreicht. Um die genuinen weiblichen Begabungen für diesen Beruf fördern zu können, sollten meines Erachtens innerhalb eines integrierten Ausbildungsprogramms ausreichend viele Halbtagsstellen geschaffen werden, die eine breite Erfahrungsbasis vermitteln.

Die Zukunft der institutionalisierten Psychoanalyse hängt ganz wesentlich von der Ausbildung der nachfolgenden Generation ab. Zuletzt haben in einer Serie von bisher neun Veröffentlichungen im *Psychoanalytic Quarterly* namhafte Psychoanalytiker über »die Zukunft der Psychoanalyse« spekuliert (Arlow und Brenner, 1988; Michels, 1988; Rangell, 1988; Spruiell, 1989; Reiser, 1989; Wallerstein und Weinshel, 1989; Orgel, 1990; Cooper, 1990; Richards, 1990). Trotz großer Übereinstimmung in der Kritik der einseitigen Ausbildung bemühen sich die meisten der Autoren um eine diplomatischere Sprache als A. Freud und O. Kernberg. Besonders Wallerstein und Weinshel diskutieren ideale und bisher verwirklichte psychoanalytische Ausbildungsmodelle und erwähnen als einzige Autoren in diesem Zusammenhang auch den durchaus praktikablen Vorschlag von Anna Freud, der aus machtpolitischen Gründen ins Reich der Utopie versetzt wurde. Impliziert ist in den neuen Veröffentlichungen, daß das dreigliedrige Curriculum mit Lehranalyse, Supervision von analytischen Behandlungen und theoretischen Kursen sowie behandlingstechnischen Seminaren unausgewogen ist und die Forschung sowie die poliklinische Krankenversorgung zu kurz kommen. Daß das Ungleichgewicht zu schweren Regulationsstörungen im Ge-

samtorganismus führen kann, wird aus den prognostischen Überlegungen und den Therapievorschlägen, die eine Förderung der Forschung in den Mittelpunkt stellen, deutlich. Holzman (1976) kam in seiner Stellungnahme zu den Berichten der neun Kommissionen der »Conference on Psychoanalytic Education and Research« (COPER), die 1974 von der Amerikanischen Psychoanalytischen Gesellschaft als Reaktion auf die festgestellte Krise eingerichtet worden war, bereits zu einem ähnlichen Ergebnis. In den vergangenen 15 Jahren hat sich die Krise verschärft und ausgebreitet. Holzmans Kritik scheint ebenso verhält zu sein wie die Vorschläge der Kommissionen, die, wie so häufig, eine gruppendynamische Funktion erfüllen, so daß wieder eine allseitige Beruhigung eintreten kann.

Freuds Junktimbehauptung über das »kostbare Zusammentreffen zwischen Heilen und Forschen« (Freud, 1927a, S.293, 1918b, S.32, 1933a, S.169) hatte über Jahrzehnte hinweg eine beruhigende, ja, eine magische Kraft. Durch verkürztes Zitieren der Junktimthese zur Krönung von kausalistischen Vignetten wird bei Tagungen der Eindruck erweckt, die therapeutischen und wissenschaftlichen Probleme der Psychoanalyse seien gelöst. Tatsächlich enthält Freuds Junktimthese eine Fülle von Forderungen, deren Einlösung das psychoanalytische Paradigma kennzeichnet. Die hausgemachte Krise ist darauf zurückzuführen, daß die in Freuds Paradigma enthaltenen therapeutischen und wissenschaftlichen Fragestellungen an den Instituten im allgemeinen nicht systematisch untersucht werden. Der Streit um den wissenschaftsgeschichtlichen Ort der Psychoanalyse, der das Verhältnis der interpretativen Technik zur erklärenden Theorie, von »Verstehen« und »Erklären«, betrifft, sollte nicht am abstrakten grünen, sondern am konkreten runden Tisch der Therapieforschung ausgetragen werden. Seitdem die Behauptung von Habermas über Freuds »szientistisches Selbstmißverständnis« zur modischen Redeweise geworden ist, werden die Adjektive »positiv(iistisch)«, »empiri(sti)sch« und »kausal« unter deutschen Psychoanalytikern pejorativ verwendet. Der damit einhergehende Anspruch auf eine eigenständige psychoanalytische Hermeneutik erfüllt sich freilich nicht. Besonders bedenklich ist es, daß der »Rückzug in die Hermeneutik« (Blight, 1981) im allgemeinen gerade nicht mit geisteswissenschaftlichen Untersuchungen psychoanalytischer Dialoge einhergeht, die nach meiner eigenen Erfahrung für die interdisziplinäre Zusammenarbeit besonders fruchtbar sind und auch das genuin psychoanalytische Verständnis des Austausches in der therapeutischen Situation vertiefen können. Nicht nur wegen ihres speziellen theoretischen Hintergrundes unter-

scheiden sich psychoanalytische Deutungen von anderen Interpretationen. Vor allem spricht der Patient seine eigene Sprache, so daß der entstehende Text zwei Autoren hat, die sich indirekt auch auf erklärungsbedürftige Symptome beziehen. Deshalb sollte bei keinem Vergleich aus dem Auge verloren werden, daß psychoanalytische Deutungen eine therapeutische Funktion haben. Bei der Exegese von Texten geht es demgegenüber nicht um die Wirksamkeit von Deutungen.

Lassen wir dahingestellt, ob und in welcher Weise sich Freud als Therapeut und Wissenschaftler selbst mißverstanden hat. Keine wissenschaftstheoretische Zuordnung von Freuds Junktimthese durch namhafte Philosophen so unterschiedlicher Couleur wie Habermas und Grünbaum kann die Berufsgemeinschaft von der Einlösung des sich wandelnden Paradigmas durch Untersuchung von Behandlungsverläufen, also von der Prozeß- und Ergebnisforschung entlasten. Es ist zweckmäßig, den Nachwuchs möglichst frühzeitig mit den methodischen Problemen der psychoanalytischen Forschung vertraut zu machen, um das kreative Potential der jüngeren Generation für den Fortschritt fruchtbar zu machen. Vermutlich würden negative Übertragungen in Lehranalysen milder verlaufen, wenn Kandidaten eine größere Zufriedenheit in der Ausbildung erleben könnten. Kritische Untersuchungen sollten zunächst innerhalb der verschiedenen Richtungen und Schulen durchgeführt werden. Die löbliche Toleranz innerhalb des zunehmenden psychoanalytischen Pluralismus täuscht über die Mängel in Theorie und Praxis der jeweiligen Richtung hinweg.

Meine eigenen, vor Jahrzehnten aufgenommenen Bemühungen, wissenschaftliche Gesichtspunkte an die psychoanalytische Situation anzulegen und eine eigenständige Verlaufs- und Ergebnisforschung aufzubauen, haben mich davon überzeugt, daß es nicht ausreicht, allein dadurch die Dreigliedrigkeit ausgeglichener zu gestalten. Besteht zwischen Herz, Kopf und Gliedern eine so schwere Dysregulation, wie sie in der psychoanalytischen Ausbildung über Jahrzehnte dadurch entstanden ist, daß die Lehranalyse zum heimlichen, aber irgendwie alles bestimmenden Steuermann geworden ist, muß die Kur dort ansetzen. Meine Reformvorschläge führen zu einer Entlastung eines myopathisch vergrößerten Herzens und zu einer Stärkung des Kopfes und der Glieder, also der zentralen Funktionen wissenschaftlich orientierter Kurse und einer erheblichen Intensivierung der Supervision. Obwohl ich ziemlich sicher bin, daß die von mir vorgeschlagene und in den folgenden Abschnitten im einzelnen begründete Reform aus der gegenwärtigen Krise der Psychoanalyse herausführen und zur zukünftigen Blüte der Ausbil-

dungsinstitute führen könnte, ist es sehr wahrscheinlich, daß alles beim alten bleiben wird. Zu lange haben sich, wie Balint (1948) bei der ersten Bestandsaufnahme nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt hat, die meisten psychoanalytischen Ausbildungsstätten von der universitär bewährten Einheit von Lehre, Forschung und Krankenversorgung entfernt, die Freud stets angestrebt und dem Berliner Psychoanalytischen Institut als Aufgabe und Ziel vorgegeben hat. Es wäre vermessen zu glauben, daß die von mir vorgeschlagene Reform bereitwilliger aufgenommen wird, als die zur Utopie degradierten Forderungen A.Freuds. Es läßt sich allerdings heute nicht mehr länger verschleiern, daß das Herz der Ausbildung, die Lehranalyse, die zum Schrittmacher geworden ist, nicht das zu leisten vermag, was Sache des Kopfes und die Funktion vorbildlicher Lehrer in der klinisch-wissenschaftlichen Ausbildung sein müßte.

3. Typologie psychoanalytischer Ausbildungsinstitute

3.1 »Offene« und »geschlossene« Struktur

Man unterscheidet den »geschlossenen« und »offenen« Typ. Beim international gesehen häufigeren geschlossenen Modell werden Bewerber in einem Interviewverfahren durch drei Analytiker bezüglich ihrer beruflichen Eignung beurteilt und zur Ausbildung zugelassen oder abgelehnt. Nach der Zulassung beginnt die Lehranalyse. Behandlungen unter Supervision führt der Kandidat dann durch, wenn er sich in Seminaren bewährt hat und eine mehr oder weniger formalisierte Zwischenprüfung bestanden hat. Beim geschlossenen Modell wird bei der Bewerbung im allgemeinen ein abgeschlossenes Studium vorausgesetzt. Vielfältige Gründe haben es mit sich gebracht, daß von Land zu Land recht unterschiedliche Zugangsbedingungen bzw. Einschränkungen bestehen. In Deutschland werden seit einigen Jahren nur Ärzte und Diplom-Psychologen zur Ausbildung als psychoanalytische Therapeuten zugelassen. Bezüglich der Lehranalyse gibt es innerhalb des geschlossenen Instituts-typs eine wesentliche Alternative: Entweder berichtet der Lehranalytiker in der einen oder anderen Weise an die Ausbildungsgremien oder die Analyse vollzieht sich als private Angelegenheit, wenn auch insofern unter der Mitverantwortung des Instituts, als der Lehranalytiker eine offizielle Funktion übernommen hat und in eigener Verantwortung einen Auftrag erfüllt. Daß der Lehranalytiker nicht berichtet, charakterisiert diese Institutsform so sehr, daß kurz vom *non-reporting system* gesprochen wird. Alternativ hierzu gibt es von altersher innerhalb des ge-

schlossenen Ausbildungssystems den berichterstattenden Lehranalytiker, der über den Fortgang der Analyse und schließlich auch über seine Auffassung über die Eignung des Kandidaten berichtet. Dieser Instituts-typ steht seit langem im Kreuzfeuer der Kritik, die aber dem Ruf des Londoner Instituts, das diesen Typus besonders rein verkörpert, keinen Schaden zufügte (vgl. Abschnitt 3.2).

Das offene Modell macht seinem Namen alle Ehre: Die Analyse beginnt als eine rein private Angelegenheit bei einem anerkannten Mitglied des Instituts oder der nationalen psychoanalytischen Vereinigung. Ob es sich hierbei um eine Lehranalyse handelt, ergibt sich rückblickend und rückwirkend viele Jahre später zum Zeitpunkt der Zulassung zur Ausbildung oder spätestens bei Abschluß, also bei der Aufnahme als Mitglied in die jeweilige psychoanalytische Gesellschaft. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das offene Modell immer mit dem *non-reporting system* verbunden ist, der Analytiker also zu keinem Zeitpunkt irgend etwas an das Ausbildungsinstitut über den Analysanden berichtet. Das offene System läßt bezüglich der akademischen und beruflichen Vorbildung einen großen Spielraum. Die Theorie und Praxis der Psychoanalyse ist bekanntlich so umfassend angelegt, daß ein fruchtbarer Austausch mit vielen universitären Disziplinen bestehen könnte. Beim offenen System spielt *nach* dem Nachweis der Qualifikation als psychoanalytischer Therapeut keine Rolle mehr, in welchem Beruf der nunmehr anerkannte Analytiker bei Beginn der persönlichen Analyse tätig war. Am offensten bezüglich des ausgeübten Berufs und der Vorbildung ist das seit kurzem gültige Österreichische Psychotherapeutengesetz, das einen sogenannten »Genieparagrafen« enthält. Um jede Einengung zu vermeiden und die volle Interdisziplinarität der Psychotherapie herzustellen und das größtmögliche Begabungspotential zu mobilisieren, sieht das Gesetz vor, »besonders Geeignete [auch ohne Abitur und akademische Vorbildung] unabhängig von bestimmten Vorkenntnissen ad personam – nach Einholung eines Gutachtens des Psychotherapiebeirats – zur Psychotherapieausbildung zuzulassen« (zitiert nach Kallwass, 1990). Niemand wird die Experten, über deren Vorschlag der Österreichische Bundeskanzler zu entscheiden hat, um ihre schwierige Aufgabe bei der Auswahl von Talenten beneiden. Talentierte Menschen oder gar Genies haben sich in der Vergangenheit dadurch ausgezeichnet, daß sie sich mit ihren schöpferischen Fähigkeiten gegen widrige Umstände durchgesetzt haben. Also darf man gespannt sein, ob der Genieparagraf zur Zulassung solcher hochbegabter Personen führen wird, die in der Zukunft beispielsweise der interdisziplinären Forschung neue Im-

pulse geben werden. Ich schlage vor, darüber eine Wette auszusprechen und den Ertrag der psychotherapeutischen Forschung zugute kommen zu lassen.

Lokalisiert man die Ausbildungssysteme der europäischen psychoanalytischen Vereinigungen nach der Auswertung von A. Sandler und Wallerstein auf der Offenheits-/Geschlossenheitsskala, so ist das schweizerische Modell besonders liberal. Von altersher verläuft dort die Ausbildung ganz informell und erst am Ende, nämlich bei der Bewerbung um die Mitgliedschaft, wird retrospektiv entschieden, und zwar aufgrund der nach vielen Jahren erreichten Qualifikation, ob die Lehranalyse eine solche war und der »Analytiker in Ausbildung« das Ziel beruflicher Unabhängigkeit erreicht hat – soweit er überhaupt aus äußeren oder inneren Gründen noch Wert darauf legt, einen Gesellenbrief zu erhalten. Das traditionelle Schweizer Modell, das in den letzten Jahren durch nach vorn gezogene Qualifikationsnachweise anscheinend etwas abgewandelt wurde, kam dem von Bernfeld (1962) kurz vor seinem Tod im November 1952 skizzierten »desinstitutionalisierten Institut« recht nahe. Am offenen Pol der Skala folgen die französischen Ausbildungsinstitute und nach Wallerstein mit der einen oder anderen Abwandlung dann die italienischen, spanischen und portugiesischen Ausbildungssysteme.

Das geschlossene System, wie es in der Mehrzahl der europäischen Institute besteht, ist nach dieser Auswertung im Londoner Institut »am stärksten und vielleicht auch überzeugendsten« formalisiert (Wallerstein, 1985, S. 42). Weltweit gesehen herrscht das geschlossene System vor. Berichterstattung durch den Lehranalytiker wird wegen der damit zusammenhängenden Einflußnahme bzw. Komplikationen des Vertrauens- und Übertragungsverhältnisses anscheinend an den meisten Instituten nicht mehr gefordert. Die internationale Berufsgemeinschaft hat sich mit der Vielfalt der Ausbildungsmodelle abgefunden. Bei den eingerichteten nationalen und internationalen »Ständigen Konferenzen« der Lehranalytiker über Ausbildungsfragen kommt es zu einem mehr oder weniger fruchtbaren Erfahrungsaustausch, der eine harmonisierende Kraft besonders dadurch entfaltet, daß die Wahrnehmung der Probleme des nachbarschaftlichen oder fremden Systems die eigenen Schwierigkeiten relativiert. So ist ein Modus vivendi sowohl mit der Vielfalt der Auffassungen als auch mit den Vor- und Nachteilen des in der eigenen Fachgesellschaft realisierten Ausbildungsmodells eingetreten. Die eingegangenen Kompromisse bringen jeweils andere Konflikte mit sich, die dann die Sitzungen der lokalen, regionalen oder internationalen Gruppen ausfüllen. Die Kompromißfähigkeit hat in den letzten Jahrzehnten

zugenommen. Ohne Zweifel hat die Diskussion über die offenen und geschlossenen Ausbildungssysteme überall die Sensibilität über den indirekten Einfluß des Lehranalytikers auf die Ausbildung des Kandidaten geweckt. Viele namhafte Autoren haben die Kritik Bernfelds ernstgenommen. Die kontroversen Standpunkte von Kairys (1964), F. McLaughlin und J. McLaughlin (1967 bzw. 1973) auf der einen, Fleming (1961, 1973), Fleming und Weiss (1977, 1978) sowie Weinshel (1982) auf der anderen Seite haben viel in Bewegung gesetzt. In unserem Land hat vor allem Cremerius (1989) Bernfelds Kritik an der institutionalisierten Psychoanalyse unter dem Gesichtspunkt »Lehranalyse und Macht« intensiviert.

Siedelt man die verschiedenen Prägnanztypen auf einem Spektrum an, das von einem liberalen Flügel zum konservativen Pol reicht, kann man zunächst das seit 1977 von der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse abgespaltene Psychoanalytische Seminar Zürich (Quellenstraße) nennen. Ohne auf Phasen der »Desinstitutionalisierung« näher eingehen zu können, die wohl dem Bernfeldschen Ideal nahe kam, darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich diese an einem Institut in der Schweiz ereignete. Denn auch in Genf herrscht eine so große Offenheit, daß kaum von einer einschränkenden Institutionalisierung gesprochen werden kann. A. Moser (1987) hat eine Studie vorgelegt, der ich entnehme, daß sich die psychoanalytische Ausbildung im Rahmen der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse, also wohl auch am heutigen Freud-Institut Zürich, durch besondere »Liberalität und Strukturarmut« auszeichnet (S.61). Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung Mosers gab es keine Prüfungen, und die Selektion erfolgte erst am Ende der langen Ausbildung beim Eintritt in die Gesellschaft. Moser beschreibt, daß hierbei die Anforderungen sehr hoch seien. Während der meist weit über 10 Jahre dauernden Ausbildung kämpfen die Kandidaten vorwiegend autodidaktisch um ihren Weg, der nach der Auffassung von Blarer und Brogle (1983) auch das Ziel ist – eine Idee, die eine mystische Stimmung aufkommen läßt. Unter solchen Bedingungen besteht ein weitgehender Schutz der persönlichen Analyse vor institutionellen Einflüssen. Nimmt man jedoch das Unbewußte ernst, gehen selbstverständlich auch von »desinstitutionalisierten Institutionen« und von der größtmöglichen Liberalität und Offenheit Einflüsse auf den Kandidaten aus. Es ist sogar aus psychoanalytischer Sicht wahrscheinlich, daß Strukturarmut bis hin zum fiktiven *blank screen* – das psychoanalytische Institut als leere Rorschachtafel – besonders beunruhigend wirkt.

Je mehr sich das offene System Bernfelds Idee der Desinstitutionalisie-

zung annähert, desto größer wird die »informelle Macht« von Gruppen, wie einer ausgewogenen Studie von Kurz (1987) über die Geschichte des Psychoanalytischen Seminars Zürich zu entnehmen ist. Personen, die innerhalb eines institutionellen Rahmens definierte Funktionen erfüllen, können in demokratischen und rechtsstaatlichen Systemen, die der Freiheit von Forschung und Lehre verpflichtet sind, zur Rechenschaft gezogen und gegebenenfalls abgesetzt werden. Daß fachliche Kompetenz und die mit ihr verbundene Autorität auch zur persönlichen Machtentfaltung mißbraucht werden können, ist bekannt. In psychoanalytischen Institutionen geht es um die Frage, inwieweit sich Lehranalytiker der fachlichen Kritik ihrer Kompetenz aussetzen, die geeignet sein könnte, offenen oder verdeckten Machtmißbrauch zu erschweren. Problembezogene klinische und wissenschaftliche Diskussionen innerhalb von Berufsgruppen erziehen zur Bescheidenheit und schützen vor der Übermacht einzelner oder der »informellen Macht« politisierender Gruppen. Bernfeld hatte seinerzeit nicht bedacht, daß die Auflösung institutioneller Strukturen mit definierten und der Kontrolle zugänglichen Funktionen zur Bildung politisierender Gruppen führen kann. Offen oder verdeckt wird Macht in der Psychoanalyse besonders dort ausgeübt, wo therapeutisches und didaktisches Handeln nicht von wissenschaftlichen Untersuchungen der Kompetenz und der beanspruchten Autorität begleitet wird.

Die autodidaktische Weg- und Zielfindung mit dem Primat der persönlichen Analyse scheint die Angst vor Prüfungen und Selektion so ansteigen zu lassen und zugleich in die Zukunft zu verschieben, daß sich viele »Analytiker in Ausbildung« dem Aufnahmekolloquium in die Schweizerische Psychoanalytische Gesellschaft entziehen. Je unbestimmter die Kriterien sind, desto schwieriger ist es, sich auf eine Prüfung vorzubereiten, und desto größer ist die Gefahr, daß eine Fallpräsentation eines Kandidaten zum Gegenstand von Richtungskämpfen wird, auch wenn diese als kollegiales Kolloquium verläuft und die Durchfallquote – wie in der DPV – sehr gering ist. Betrachtet man die anderen Prägnanztypen, so scheint das französische Ausbildungssystem der Liberalität des schweizerischen wenig nachzustehen. Eine lange Analyse findet ihre retrospektive Anerkennung als Lehranalyse – auch bei einer Frequenz von drei Sitzungen wöchentlich – dann, wenn der Analysand sich um die Ausbildung beworben hat und als Kandidat angenommen wurde.

Die Angst vor der Präsentation einer supervidierten Behandlung ist unverhältnismäßig groß. Ist die berufliche Tätigkeit ohne Anerkennung durch eine Fachgesellschaft möglich, entziehen sich viele einer Prüfung,

die in der Sache so milde ist, daß sie tatsächlich diese Bezeichnung nicht verdient. Es würde zu weit führen, dieses besondere Kapitel hier abzuhandeln. Freuds Angsttheorie und seine Unterscheidung zwischen Realangst und neurotischen Ängsten macht Prüfungsängste verständlich. Beim Abschlußkolloquium befindet sich der angehende Psychoanalytiker in einer Situation, die sich in seinem Berufsleben noch oft wiederholen wird: Je weniger Wissen und Können geprüft wird und je mehr es darum geht, ob der Kandidat in sich *die* Psychoanalyse verinnerlicht hat, die von der jeweiligen Majorität vertreten wird, desto mehr steht die eigene Person und die psychoanalytische Identität zur Diskussion. King (1989) hat fünf Identitätskrisen im Leben des Analytikers beschrieben, die stets auch seine Integrität betreffen und seinen gesamten beruflichen Lebenszyklus umfassen. Sind taktisch-diplomatische Gesichtspunkte, sind Kompromisse mit der Integrität, mit der Wahrheit bei der Abfassung eines Behandlungsberichtes überhaupt zu vereinbaren? Die Integrität des Psychoanalytikers ist vielen Proben ausgesetzt, die Realängste auslösen.

Beim *reporting system*, also dort wo, wie am Londoner Institut, der Lehranalytiker über den Fortschritt der Lehranalyse berichtet, ist die Abhängigkeit des Kandidaten am größten. Vom Lehranalytiker des Londoner Instituts wird erwartet, daß er halbjährlich über den Fortschritt der Analyse berichtet. Außerdem muß er zustimmen, daß sein Kandidat Vorlesungen und Seminare besucht und später mit der Behandlung supervidierten Fälle beginnt. Auch die Graduierung ist von der Zustimmung des Lehranalytikers abhängig. Wie genau diese Regeln eingehalten werden und welches Gewicht die Stellungnahmen des Lehranalytikers bei den Entscheidungsprozessen der Gremien haben, ist mir nicht bekannt. Die überraschende Zufriedenheit der britischen Kandidaten, die mit der weltweiten Kritik am berichterstattenden System kontrastiert, läßt recht unterschiedliche Vermutungen zu. Ich will mich nicht aufs Spekulieren einlassen und statt dessen über ein aufschlußreiches Faktum berichten. Limentani (1989), Präsident der IPV von 1981 bis 1985, hat sich als Lehranalytiker des Londoner Instituts ausdrücklich von der Verpflichtung zur Berichterstattung distanziert. Aus einer anderen Veröffentlichung Limentanis (1984) muß der Schluß gezogen werden, daß er im Fall eines ungeeigneten Kandidaten entweder keine negative Stellungnahme abgegeben hat oder seine Bewertung durch den Ausbildungsausschuß nicht berücksichtigt wurde. Jedenfalls beschreibt Limentani, daß ein besonders normaler Kandidat in Wirklichkeit sehr gestört gewesen sei, aber trotzdem Mitglied der Britischen Psychoanalyti-

schen Gesellschaft wurde. Diese Beschreibung zeigt, daß Systeme eine hohe Toleranz für Widersprüche haben können.

Man kann davon ausgehen, daß sich die Kritik am Bericht erstattenden Analytiker in den letzten Jahren weltweit durchgesetzt hat. Orgel (1982) berichtete, daß in Nordamerika 17 US-Institute und die vier Zweiginstitute der kanadischen psychoanalytischen Gesellschaft dem nicht berichtenden System folgen. Nur sieben Institute der APA stellen dem Analytiker frei zu berichten, und die Berichte sind im allgemeinen minimal (Orgel, 1982, S.429). In den südamerikanischen Vereinigungen und Instituten scheint die Situation nach der umfassenden Übersicht von Cavernite (1982) ähnlich zu sein. In allen übrigen Zweigvereinigungen der IPV, also allen europäischen Vereinigungen, der psychoanalytischen Gesellschaft sowie der indischen und australischen Institute gab es nach der Übersicht von A.Sandler (1982) nur noch zwei Institute, die vom Lehranalytiker Berichte über den Kandidaten erwarten, das Londoner Institut und die in Anlehnung an die Britische Psychoanalytische Gesellschaft gegründete australische Institution. Man kann also damit rechnen, daß eine jahrelange, oft bittere Kontroverse über die Macht des Lehranalytikers durch seine Beteiligung an Entscheidungsprozessen des Instituts über seine Kandidaten zu Ende gehen wird. Nun wird sich zeigen, daß diese Diskussion zugleich von einem fundamentalen Problem abgelenkt hat, nämlich von der Untersuchung des Einflusses der Lehranalyse auf die psychoanalytische Identität des Kandidaten. A.Sandler (1982) ist voll zuzustimmen, wenn sie am Schluß ihrer Untersuchung, bei der es um weit mehr ging, als um das Thema der Auswahl und der Funktion des Lehranalytikers, hervorhob, daß die Diskussion formaler Themen unfruchtbar bleibe, wenn nicht die wesentlichen Differenzen über das jeweilige Verständnis und die Auffassungen über den psychoanalytischen Prozeß in den Mittelpunkt rücken (S.398). Die meisten Analytiker werden diesen Standpunkt teilen. Aus meiner Sicht ergäbe sich daraus die Notwendigkeit, den Einfluß des berichtenden und des nichtberichtenden Analytikers auf den therapeutischen Prozeß zu untersuchen. Da der Einfluß des berichtenden Lehranalytikers offensichtlich ist, konstruiere ich ein fiktives Beispiel. Gesetzt den Fall, der halb-jährige Bericht eines Londoner Lehranalytikers enthalte ein Veto gegen die Zulassung zur supervidierten Behandlung. Da dieses Veto kaum hinter dem Rücken des Analysanden an den Ausbildungsausschuß gelangen dürfte oder diesem die Quelle der Zurückstellung unbekannt bleiben kann, erhebt sich die Frage, ob und wie der Lehranalytiker seine Auffassung begründet und welche Konsequenzen sich aus dieser Beurteilung

der Eignung des Kandidaten ergeben. Daß ein solcher Einfluß schwerwiegende Auswirkungen auf Beziehung, Übertragung und Gegenübertragung haben muß, ist unbestreitbar. Anscheinend haben aber Lehranalytiker und Kandidaten des Londoner Instituts einen Modus vivendi mit ihrem System gefunden.

Es ist erstaunlich, daß bisher niemand auf den Gedanken kam, die Berichterstattung des Lehranalytikers unter dem Gesichtspunkt der normativen Idealtechnik Eisslers zu betrachten. Es müßte dann nämlich die Frage aufgeworfen werden, ob die qualifizierenden bzw. disqualifizierenden Berichte des Lehranalytikers nicht über die Einführung eines Parameters hinausgehen und somit nach Eisslers Definition der Boden der Psychoanalyse verlassen wäre. Der berichterstattende Lehranalytiker greift durch seine Intervention so entscheidend in die berufliche Karriere des Kandidaten ein, daß die Folgen durch keine Interpretation aus der Welt geschafft werden können. Trotz meiner Kritik an Eisslers Deutungspurismus und unabhängig von der Definition der klassischen Technik, bin ich davon überzeugt, daß die psychoanalytische Methode deformiert wird und ihr therapeutisches Potential verliert, wenn durch solche Interventionen Tatsachen geschaffen werden. In ähnlicher Weise wird übrigens die Übertragung belastet, wenn Analytiker im *peer-report system*, im Antragsverfahren zur Kostenübernahme durch die Krankenkasse, an Gutachter berichten, ohne ihre Patienten über den Inhalt zu informieren, oder es ihnen überlassen, ob sie den Bericht lesen möchten.

Die wesentliche technische Frage ist trotz gewisser gradueller Unterschiede bezüglich der Einflußnahme des Lehranalytikers, in welcher Weise er den Kandidaten an seiner Auffassung und deren Begründung teilhaben läßt. Was tut ein »berichtender« oder ein »nicht-berichtender« Analytiker seinem Analysanden gegenüber, wenn er ernsthafte Zweifel an dessen Eignung für einen anspruchsvollen und belastenden Beruf hat? Es gibt zwar einige Wege, sich diesem Problem zu entziehen, aber es dürfte unmöglich sein, daß Beziehung und Übertragung von der Einstellung des Lehranalytikers unbeeinflußt bleiben. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint hinter den gegensätzlichen *reporting* und *non-reporting systems* als das eigentliche psychoanalytische Problem, wie der Lehranalytiker die Lebens- und Berufsprobleme seines Kandidaten begreift und interpretiert.

Es dürfte klar geworden sein, warum beim offenen System von persönlicher Analyse gesprochen wird. Der Analysand kann nicht in Lehranalyse sein, weil er erst nach Jahren erfährt, ob er als Kandidat oder Mitglied zugelassen bzw. aufgenommen und somit eine rückwirkende Anerken-

nung ausgesprochen wird. Entsprechend heißt es in den Ausbildungsrichtlinien der Schweizerischen Gesellschaft unter dem Punkt »Die persönliche Analyse« in der Wiedergabe von Vergopoulos (1989, S.81): »Sie ist die unerläßliche Grundlage jeder weiteren psychoanalytischen Ausbildung, aber ihr didaktischer Wert ist nicht im voraus bestimmbar, sondern zeigt sich nur a posteriori, und deshalb sollte jeder, der Analytiker werden möchte, die Möglichkeit besitzen, einen anderen Beruf auszuüben« (S.81). Die retrospektive Anerkennung der persönlichen Analyse als Lehranalyse macht schließlich auch aus dem offenen ein geschlossenes System – ohne Qualifikationsnachweis geht's nur bei der Selbstautorisierung. Eine Übereinstimmung besteht trotz verschiedener Terminologie darin, daß mit der – wie auch immer bezeichneten Analyse – therapeutische Erwartungen verknüpft werden, die der Kandidat mit seinen Behandlungs- und Lebenszielen in subjektiver Weise ausfüllt.

Beim berichterstattenden System hat der Analytiker in der einen oder anderen Form – und habe er auch »nur« das Recht, nach vieljähriger Analyse seine Zustimmung zur Bewerbung um die Mitgliedschaft zu geben oder zu verweigern – eine große Macht, weil er über den Kandidaten an den Ausbildungsausschuß berichtet. Auf der anderen Seite hat er bei den vorgezogenen therapeutischen Analysen des offenen Systems zwar keine reale Macht, aber der vom Berufswunsch motivierte Patient identifiziert sich mit seinem Analytiker besonders stark. Denn mit der Identifizierung verbindet sich die Hoffnung, seine Chancen würden sich durch die Verinnerlichung des analytischen Vorbildes bei der späteren Bewerbung erhöhen. Nicht selten begeben sich Personen aus psychosozialen Berufsfeldern als Patienten in Analyse, die sekundär ihren Berufswunsch entdecken und verwirklichen wollen. Dieser häufige Verlauf zeigt, daß Analytiker eine hohe Verantwortung übernehmen, wenn sie potentielle Ausbildungsbewerber behandeln. Beim geschlossenen System werden nämlich therapeutische Analysen im allgemeinen nicht anerkannt, vor allem dann nicht, wenn die Behandlung bei einem Nicht-Lehranalytiker stattgefunden hat. Die Gesamtdauer der Analyse verlängert sich in solchen Fällen aus formalen Gründen häufig über das erste Jahrzehnt hinaus. Oft ist das Schicksal dieser Menschen nicht besonders glücklich.

Wo die Probleme liegen, zeigt sich, wenn wir eine fiktive Frage eines Analysanden durchspielen, der sich nicht mit Deutungen zufrieden gibt, sondern beantwortet haben möchte, warum er sich erst nach mehrjähriger Analyse bewerben darf. Manchmal insistieren auch brave Lehranalysanden oder solche, die es werden wollen, und lassen sich nicht durch

Schweigen abspeisen. Ein treffendes Beispiel gibt Godfrind (1988). Nach vierjähriger Lehranalyse möchte Frau A., bei der angeblich eine »neurotische Struktur« vorlag, die Erlaubnis beim Ausbildungsausschuß erhalten, Supervisionen aufnehmen zu dürfen. Godfrind schreibt wörtlich:

»Es erscheint ihr selbstverständlich, mir die Frage zu stellen: was ich von der Entscheidung meine, die sie nun treffen wolle? Das erste Gegenübertragungsgefühl: ich bin überrascht. Frau A. pflegt sonst nicht auf eine so direkte Weise zu insistieren. Heute bin ich von dem Druck, der von ihrer Forderung ausgeht, berührt. Sie antwortet auf mein Schweigen, indem sie die Gründe für ihre Forderung darlegt. Sie erläutert, daß sie zu einem früheren Zeitpunkt nicht insistiert hätte. Sie hätte sich mit mir identifiziert: wenn ihre Patienten eine direkte Frage stellen, langweilt es sie. Sie wollte mir diese Unannehmlichkeit ersparen« (S.27).

Offensichtlich hat sich Frau A. jahrelang unterworfen, um ihrem Analytiker Unannehmlichkeiten zu ersparen und dazuhin dessen Haltung als »Langeweile« ihren eigenen Patienten gegenüber übernommen. So wird Macht antitherapeutisch tradiert – und die Analysen verlängern sich. Besonders problematisch ist es, wie es im offenen System weitergeht. Wallersteins (1985) Vorbehalt kann voll zugestimmt werden:

»Solange wir formelle wissenschaftliche und Ausbildungsstrukturen haben (unsere psychoanalytischen Gesellschaften und Institute), muß an bestimmten Punkten eine Einschätzung der Eignung, der Fortschritte und der erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten eines Kandidaten erfolgen. Je mehr der Zeitpunkt solcher Ereignisse vom Kandidaten selbst festgelegt wird und je weniger derartige Schwellen es gibt – das absolute Minimum ist eine Prüfung, beim Abschluß der Ausbildung –, je mehr also vom Resultat dieser einzelnen Ereignisse abhängt (und im übrigen von Informationen, die unter dem Druck einer allenfalls wenige Male wiederholbaren [Gruppen-]Interviewsituation erhoben werden), desto größer ist der Spielraum für ein subjektives und emotionales Urteil, für die willkürliche und launenhafte Ausübung von Macht und Herrschaft über die Berufstätigkeit und das Einkommen eines ganzen Lebens. Und desto weniger explizit werden notwendigerweise die Kriterien sein, nach denen die persönliche Analyse als befriedigende Erfahrung anerkannt wird – ganz zu schweigen von ihrer Funktion als Quelle zusätzlicher oder »überschießender« Ausbildungsgewinne (sofern denn im Klima der »abgetrennten« persönlichen Analyse, ob nach dem Prinzip des nicht-berichtenden Analytikers oder unter der noch größeren Freiheit des »offenen« Systems, eine Übereinstimmung hinsichtlich solcher wünschenswerten Ausbildungsgewinne der persönlichen Analyse überhaupt erreicht werden kann). Dieses Problem einer erschreckenden Konzentration von Macht und Verantwortung, verbunden – vielleicht in Reaktion darauf – mit der Realität einer sehr hohen Durchfallquote der Absolventen »offener« Institute und einer großen Zahl von Langzeitkandidaten (buchstäblich bis zu zwei Jahrzehnten), war ein Thema ausführlicher Diskussionen auf dem 4. Symposium der IPV im April 1984 in Taunton (England) über »Veränderungen bei Analytikern und in der Analytikerausbildung« (1985, S.44f.).

Die unterschiedliche Kritik am »offenen« und »geschlossenen« System läuft auf die kürzlich von Groen-Prakken (1990) gestellte Frage hinaus, ob es möglich ist »Paradoxa zu vermeiden« und ein »gesünderes Zusam-

menleben« in den psychoanalytischen Gesellschaften zu erreichen. Ich glaube, am Ende meiner Untersuchungen diese Frage positiv beantworten zu können.

3.2 Die Ausbildung aus der Sicht von Kandidaten

Es ist erfreulich, daß in den letzten Jahren nicht nur einzelne Analytiker über ihre mehr oder weniger lange zurückliegende Analyse biographisch berichtet haben, sondern daß nun auch von Kandidatenseite systematische Untersuchungen durchgeführt werden. Ich nenne die Veröffentlichungen von Bruzzzone et al. (1985), Charlier und Korte (1989) und die weltweite Übersicht, die Blaya-Perez (1985) zusammengefaßt hat. Blaya-Perez hat einen Fragebogen mit zehn thematischen Fragen an 140 Absolventen der Jahrgänge 78/79 sowie 83/84 an Institute verschickt, die der IPV angegliedert sind. Die Fragen bezogen sich darauf, was bei Beendigung der Lehranalyse erreicht wurde und in welchem Verhältnis die Erwartungen zu dem erreichten Ziel stehen. Im Begleitbrief an die erste Gruppe hob der Autor sein Interesse an der Integration in die Vereinigung hervor sowie an der Frage, ob eine zweite Analyse begonnen oder in Aussicht genommen wurde. Bei der zweiten Gruppe, beim Jahrgang 1983/84, lag der Schwerpunkt der Fragen auf dem Erleben der Endphase der Lehranalyse. Trotz vollständiger Anonymisierung der Daten war die Rücklaufquote mit 38 Antworten und zum Teil unzureichendem Ausfüllen des Fragebogens sehr gering. Es bringt nichts, über die Gründe der geringen Rücklaufquote zu spekulieren, es bleibt lediglich das Faktum festzustellen, daß weltweit 102 junge Analytiker an einer wichtigen Untersuchung nicht mitgewirkt haben. So mußte sich Blaya-Perez mit einer individuellen Auswertung begnügen, die zwar nicht repräsentativ, aber nichtsdestoweniger recht aufschlußreich ist. Den 38 Antworten konnten gewisse Trends entnommen werden, für die der Autor typische Einzelbeispiele auswählte. Bezüglich der Erwartungen, was durch den analytischen Prozeß erreicht werden sollte, und des tatsächlichen Zustands am Ende der Analyse zitiert Blaya-Perez eine frühere Stellungnahme der israelischen Gesellschaft, die in Vorbereitung auf einen Vorkongreß über Ausbildungsfragen 1977 eine allgemeine Umfrage mit dem Hinweis beantwortete: »Wir erwarten zuviel und erreichen sehr wenig.« In den meisten Antworten wird betont, wie wichtig es ist, ein Klima der Freiheit zu erreichen, d.h. eine Situation, »wo der Analytiker keine Informationen oder Bewertungen zur Entwicklung der Analyse abgeben muß, die in Entscheidungen über den Fortgang der Ausbildung des Ana-

lysanden eingehen. In der Mehrzahl der Fälle beschließen Analytiker und Analysanden gemeinsam, wann die Analyse zu beenden ist, und schaffen damit die Basis für eine nachanalytische Beziehung gegenseitiger Achtung« (S. 21). Diese Atmosphäre der Freiheit ist nach den ausgewerteten Antworten auch in Instituten möglich, die ein berichtendes System haben (beispielsweise Zitat B eines Kandidaten, der als Patient begann, bevor er nach zweijähriger Analyse zur Ausbildung zugelassen wurde). Einigen Antworten ist zu entnehmen, daß es noch immer normale Kandidaten gibt, die sich auch während ihrer Analyse nicht als Patient zu entdecken vermögen. Ein entsprechend charakterisierter Analytiker C hat seine Analyse aus eigener Entscheidung vor dem Abschluß der Ausbildung beendet, wofür auch Hinweise von Institutionsmitgliedern und auch vom eigenen Analytiker sprachen. Beim Abschlußcolloquium gab es keine Schwierigkeiten. Wirklich fügt Kandidat C hinzu: »Ich frage mich, ob der entscheidende Faktor nicht eher die psychoanalytische Befähigung oder sogar die persönliche Affinität ist. Die Vereinigung scheint eine Gruppe von Menschen wie alle anderen zu sein, von denen ich einige schätze und andere nicht. Durch die Analyse habe ich meine idealisierende Vorstellung aufgegeben und daß ich eine Gruppe ohne Rivalität, Neid oder Haß finden könnte. Meinen Analytiker schätze ich, glaube aber, daß immer noch ein gewisses Maß an Idealisierung da ist.«

Blaya-Perez widmet dem Thema »Abbruch kontra Beendigung« einen eigenen Abschnitt. Bei einem besonders bedrückenden Verlauf kam es in dem Fall des Analytikers D nach vorübergehender Unterbrechung doch noch zu einem Abschluß der Ausbildung und danach zum Beginn einer weiteren Analyse. Dieser Analytiker enthüllte im Briefwechsel mit Blaya-Perez seine Identität und gab weitere Informationen, die den Autor von der Glaubwürdigkeit der Fragebogenangaben überzeugten. Besonders belastend seien Entscheidungen, die oft aufgrund von Kriterien und Erwägungen zustande kommen, von denen der Lehranalysand keine Kenntnis hat. In diesem Zusammenhang werden auch Konflikte zwischen Analysand und Lehranalytiker auf der einen Seite und Gremien des Instituts auf der anderen beschrieben. Wörtlich heißt es:

»Wo die Beziehungen innerhalb des Dreiecks Institut-Ansands-Analytiker auf einer Entscheidungsgewalt beruhen, von der eine der drei Parteien ausgeschlossen ist – gewöhnlich der Analysand –, lassen sich Situationen kaum vermeiden, in denen sich die Betroffenen gegen etwas verteidigen, was sie als Unterdrückung empfinden, und zwar in der Form, daß sie den bestehenden Vorschriften scheinbar gehorchen, sie aber insgeheim bekämpfen« (Blaya-Perez, 1985, S. 25).

Zur Unterwerfung gehört auch der singuläre Hinweis, daß Analytiker F

seine Analyse früher beendet hätte, wenn sie eine therapeutische und keine Lehranalyse gewesen wäre. In diesem Fall kam es allerdings, wie auch in einigen anderen Fällen, nach langer Erstanalyse und nach Abschluß der Ausbildung zu einer fruchtbaren zweiten Analyse.

Obwohl Blaya-Perez dem nicht-berichtenden Institut eindeutig den Vorrang gibt, betont er auch, daß erfolgreiche Beendigungen unter allen institutionellen Gegebenheiten vorkommen. In Instituten, in denen der Lehranalytiker dem Ausbildungsausschuß berichtet, kommen problematische Beendigungen oder Abbrüche nach der vorliegenden Auswertung häufiger vor. Dieser Kommentar ist aber zu relativieren: Die Analysanden des Londoner Instituts, eines der gebundenen Institute, sind anscheinend einverstanden und zufrieden mit der Organisation und Durchführung ihrer Ausbildung, auch mit der Verzahnung von Lehranalyse und eigentlicher Ausbildung. Aus den Antworten der britischen Informanten läßt sich die Überzeugung heraushören, daß die Ausbildung an ihrem Institut die beste der Welt sei und ihnen ein Recht gebe, die Verhältnisse an den Instituten jenseits des Kanals ein wenig von oben herab zu betrachten.

Man kann kurz sagen, daß die positiven Stellungnahmen jeweils auch zur Zufriedenheit mit dem jeweiligen Institutstyp führen. So können sich Absolventen des französischen Systems nicht vorstellen, daß ihre Analyse in irgendeiner Verbindung mit dem Institut stehen könnte. Schließlich möchte man ja auch gutheißen können, was man jahrelang gemacht hat – in Paris in der Regel dreimal wöchentlich und in London im allgemeinen mit 5 Wochenstunden.

Weltweit war 1982 eine Frequenz von 4 Sitzungen wöchentlich à 45 Minuten am weitesten verbreitet. Ein internationales Problem ergibt sich aus der Tatsache, daß im Einflußgebiet der französischen Analyse eine Frequenz von 3 Sitzungen wöchentlich als *rite* anerkannt wird. Trotz einer gewissen Neigung zum psychoanalytischen Thatcherismus wurden die britisch-französischen Beziehungen bisher nicht durch eine Expansionspolitik der 5-Stunden-Woche belastet. Seit der Anerkennung des psychoanalytischen Pluralismus sind die Umgangsformen diplomatischer geworden. Im übrigen darf an A. Sandler (1982) Feststellung erinnert werden, daß es darum gehe, sich über das Wesen des psychoanalytischen Prozesses zu verständigen.

4. Die »unendliche« Lehranalyse als Supertherapie

In den maßgebenden psychoanalytischen Richtungen gilt die Lehranalyse als jene »Supertherapie«, die sich dem Ziel der »unendlichen« Analyse an-

nähert. Ihre durchschnittliche Dauer steigt anscheinend in den psychoanalytischen Gesellschaften von Jahr zu Jahr und beträgt gegenwärtig in der DPV etwa tausend Sitzungen. Balint (1954, S. 335) hat die Supertherapie mit folgenden Worten Freuds beschrieben: »In ihrem Namen wird gefragt, ob man die Beeinflussung des Patienten so weit getrieben hat, daß eine Fortsetzung der Analyse keine weitere Veränderung versprechen kann. Also ob man durch Analyse ein Niveau von absoluter psychischer Normalität erreichen könnte, dem man auch die Fähigkeit zutrauen dürfte, sich stabil zu erhalten [...]« (Freud, 1937 c, S. 63). Triftiger wäre es freilich, die strikte, die tendenzlose Analyse, als welche die Lehranalyse gilt und wohl auch in dieser Weise vermittelt wird, gerade als Nichtbeeinflussung zu definieren. Soweit in der Lehranalyse sich auch Therapie vollzieht, so ist diese als absichtslose Nebenwirkung zu betrachten, um das reine Gold der Analyse nicht zu verkupfern. Für viele maßgebende Psychoanalytiker hat das »reine Gold« mit Therapie nur mittelbar zu tun. Die psychoanalytische Methode wird als Forschungsinstrument verstanden, das primär der Untersuchung unbewußter Prozesse dient. Obwohl Freud wie kaum ein anderer die Bedeutung der gegenseitigen Beeinflussung und die Macht des Wortes bis tief in das körperliche Erleben hinein erkannt hat, blieb er der Suggestion gegenüber zwiespältig. Daß die Therapie, die ohne »direkte« Suggestion (ohne Kupfer) nicht auskomme und deshalb die Wissenschaft (als Erkenntnis von Wahrheit) von der Therapie erschlagen werde, blieb Freuds ständige Sorge (vgl. Freud, 1927 a, S. 291 ff.; Holzman, 1985). Daran änderte auch eine differenzierte Betrachtung unterschiedlicher Formen von Suggestion kaum etwas, die Glover (1931) in die psychoanalytische Theorie der Suggestion einführte. Wie man dem Buch von Gheorghiu et al. (1989) entnehmen kann, blieben in der gesamten Psychologie die Phänomene der Suggestion und Suggestibilität so eng mit der Hypnose verbunden, daß man in gebräuchlichen Wörterbüchern sinngemäß eine Definition findet, die Freud (1888) im Vorwort zur Übersetzung des Werkes von Bernheim gegeben hat: »[...] Die Suggestion kennzeichnet sich vor anderen Arten seelischer Beeinflussung, dem Befehl, der Mitteilung oder Belehrung und anderem dadurch, daß bei ihr [...] eine Vorstellung erweckt wird, *welche nicht auf ihre Herkunft geprüft wird*, sondern so angenommen wird, als ob sie [...] spontan entstanden wäre« (Freud, 1888, S. 117; Hervorhebung von H. T.).

Freuds (1921 c) innovative sozialpsychologische Interpretation von Suggestion und Suggestibilität erhielt keinen prominenten Platz in der Theorie der Technik (vgl. Thomä, 1977). Es wurde vernachlässigt, die be-

sondere Einflußnahme des Analytikers auf ihre Herkunft hin zu überprüfen. Erst in jüngster Zeit wird im tieferen Sinn das »Hier und Jetzt« der Übertragung als Bewußtmachen der gegenseitigen indirekten Beeinflussung behandlungstechnisch ernst genommen. Damit findet Freuds sozialpsychologisches Verständnis von Suggestion und Suggestibilität Eingang in die psychoanalytische Behandlungstechnik.

Vom Ideal der Nichtbeeinflussung geblendet und im Glauben, die völlig tendenzlose Psychoanalyse erfülle – durch technische Neutralität – wissenschaftliche Gebote, geriet zweierlei außer Sicht. Erstens wurde die Untersuchung des Einflusses auf den Patienten vernachlässigt, und zweitens wurde die therapeutische Wirksamkeit gänzlich verschiedener Deutungssysteme auf Symptom- und Strukturveränderungen nicht systematisch untersucht. Freuds Junktim-Behauptung über das Zusammentreffen von Heilen und Forschen in der Psychoanalyse hat die Illusion genährt, daß diese Einheit dann realisiert werde, wenn ein für die normative Idealtechnik, also die strikte und tendenzlose Psychoanalyse geeigneter Patient auf einen Analytiker trifft, der absichtslos interpretiert und glaubt, damit das suggestionsfreie wissenschaftliche Credo Freuds anzuwenden. Nicht nur von den Vertretern der Schulen, die sich in dieser Hinsicht trotz aller anderen grundlegenden Unterschiede ähnlich sind, sondern auch von den eklektischen Pluralisten wird übersehen, welche Probleme gelöst werden müßten, um Freuds Junktim-Behauptung in der Praxis zu verwirklichen (vgl. Thomä und Kächele 1985, 1988; Thomä, 1991).

Besonders verhängnisvoll hat es sich ausgewirkt, daß der Trugschluß scheinbar absichtsloser Strukturveränderung von den maßgebenden Analytikern aller Schulen und Richtungen und auch von den Eklektikern zum Leitbild für die Supertherapie von Kandidaten gemacht wurde. Alles spricht dafür, daß sich Lehranalytiker besonders bemühen, ihren Kandidaten eine strikte analytische Technik zu vermitteln. Nirgendwo wird das Junktim weniger auf seine Stichhaltigkeit befragt als in den Lehranalysen. Die Lehranalysen und insbesondere die Lehranalytiker bleiben außerhalb der wissenschaftlichen Kritik, so daß gar nicht untersucht werden kann, was es mit dieser absichtslosen Strukturveränderung auf sich hat. Das psychoanalytische Wissen über unbewußte Prozesse läßt allerdings vermuten, daß Beeinflussungen bis hin zur unbeabsichtigten Manipulation um so größer sein können, wenn die Wirklichkeit verleugnet wird. Statt einer kritischen Untersuchung über den stets personengebundenen Einfluß der psychoanalytischen Methode auf den Kandidaten (und auf den Patienten) kommt es zu Bekehrungen, die Beland (1983) mit religiösen Konversionen verglichen hat.

Immer wieder bestätigt sich, daß Symptome bei ausreichender Analyse der unbewußten Seiten seelischer Konflikte scheinbar von selbst verschwinden. Aus dieser Beobachtung folgt jedoch nicht, daß der Analytiker sich um die Symptome des Patienten nicht kümmern sollte. Freud (1916/17) hat gefordert, daß seelische Phänomene jeder Art, also insbesondere auch Symptome einer psychodynamischen Erklärung bedürfen. Bei der Analyse seelischer Konflikte kann weder deren Inszenierung in der Übertragung – in Anknüpfung an die aktuelle psychosoziale Realität – noch deren Beziehung zur Symptomatik vernachlässigt werden. Nichts ist überzeugender, als wenn eine emotionale Einsicht in einen vom Analytiker vermuteten psychodynamischen Zusammenhang zu einer vom Patienten erhofften Symptomveränderung führt. Dem Tabu der Symptomanalyse liegt eine von Brenner (1989) erkannte Verwechslung zugrunde: Es ist eine Sache, über psychodynamische Erklärungen von Symptomen nachzudenken und deren Funktion und Struktur in einem Seminar zu diskutieren. Eine andere Sache ist es, in der Therapie mit dem Patienten zusammen im Dialog den Weg vom Erleben zum Verhalten zurückzulegen und hierbei unbewußte Motive als Ursachen von Symptomen zu finden. Durch das einer Verwechslung entsprungene, selbstaufgelegte Tabu hat die Psychoanalyse ihr therapeutisches und wissenschaftliches Potential eingeengt.

4.1 Zur Geschichte einer Utopie

Die Verlängerung der Lehranalyse bestimmt sekundär die Dauer der Analyse von Patienten. Es ist beunruhigend, daß Glover, der viele Jahre für die Forschung am Londoner Psychoanalytischen Institut verantwortlich war, folgendes feststellte:

»Wenn es um eine Entscheidung über die Dauer geht, ist es ratsam, sich daran zu erinnern, daß frühere Analytiker üblicherweise Analysen im Zeitraum zwischen 6 und 12 Monaten durchführten, die, soweit ich es feststellen kann, sich hinsichtlich ihrer Ergebnisse nicht wesentlich von denen unterscheiden, die heutzutage von Analytikern angegeben werden, die Analysen über 4 oder 5 Jahre fortführen« (Glover, 1955, S.382f.; Übersetzung von H.T.).

Die seitherige Entwicklung bestätigt die damals erhobenen Befunde. Offenbar ist überall in der Welt die Verlängerung der therapeutischen Analysen eine von der Dauer der Lehranalysen abhängige Größe. So zeigte Balint, daß die Supertherapie auf eine Forderung Ferenczis (1928a, S.376) zurückgeht, in der Freuds Idee einer »psychoanalytischen Purifizierung« (1912e, S.382) enthalten ist und scheinbar zur Ob-

jektivierung führt. In den historischen Kontext gehört die Entdeckung der Gegenübertragung und die Erfahrung, daß jeder Psychoanalytiker nur so weit komme, »als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten« (Freud, 1910d, S.108). Deshalb forderte Freud, daß der Analytiker seine Tätigkeit mit einer Selbstanalyse beginne. Die meisten heutigen Probleme bleiben unverständlich, wenn man die Weichenstellungen nicht kennt, die sich zwischen 1910 und 1937 vollzogen haben. Hierzu gehört Ferenczis fiktive Perfektionierung der Lehranalyse, die er die zweite psychoanalytische Grundregel nannte.

»Seit der Befolgung dieser Regel schwindet immer mehr die Bedeutsamkeit der persönlichen Note des Analytikers. Jeder, der gründlich analysiert wurde, der seine unvermeidlichen Schwächen und Charaktereigenheiten voll zu erkennen und zu beherrschen gelernt hat, wird bei der Betrachtung und der Behandlung desselben psychischen Untersuchungsobjekts unvermeidlich zu denselben objektiven Feststellungen gelangen und logischerweise dieselben taktischen und technischen Maßnahmen ergreifen. Ich habe tatsächlich die Empfindung, daß seit der Einführung der zweiten Grundregel die Differenzen der analytischen Technik im Schwinden begriffen sind« (Ferenczi, 1928b, S.382).

Balint gibt hierzu folgenden Kommentar:

»Es ist erschütternd und ernüchternd, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese idealisierte, utopische Beschreibung, obwohl sie ein recht wahrheitsgetreues Bild aller gegenwärtigen Gruppen der psychoanalytischen Bewegung gibt, vom Ganzen her gesehen völlig falsch ist. Ferenczi sah die Konsequenzen einer ›Supertherapie‹ durchaus richtig voraus, aber er dachte nicht an die Möglichkeit, daß die tatsächliche Entwicklung zu einem Nebeneinander mehrerer ›Supertherapien‹ führen könnte, die miteinander in Wettbewerb treten und zu einer Neuauflage der babylonischen Sprachverwirrung führen würden« (Balint, 1953, S.344).

Da dieser Wettbewerb anhand qualitativer Kriterien entschieden werden müßte, die im Falle der streng vertraulichen Lehranalyse jedoch nicht Gegenstand der Forschung werden können, verlegt man sich auf die Wertschätzung von Zahlen. Je länger, desto besser. Der Wettbewerb wird durch die Dauer der Supertherapie entschieden. Den Lorbeer erhält nicht der Analytiker oder jene analytische Schule, die das Junktum von Heilen und Forschen in der bestmöglichen Weise erfüllt.

Die unendlichen Analysen in den maßgebenden psychoanalytischen Richtungen und Schulen und auch bei unabhängigen Lehranalytikern haben einen gemeinsamen Nenner, nämlich Frequenz und Dauer. Wollte Freud die gegenübertragungsbedingten Skotome durch die Lehranalyse beseitigt wissen, um ein intersubjektiv vergleichbares personifiziertes Meßinstrument zu schaffen, ist das Ziel der Kleinianischen Lehranalyse, den psychotischen Kern zu erkennen, um Wahrnehmungsfähigkeit für die Projektions- und Introjektionsprozesse des Patienten zu erreichen.

Die Selbstpsychologie Kohuts wiederum geht in die Tiefe der Selbstobjektübertragungen, die in der Lehranalyse an der Empathie des Analytikers erfahren werden – oder auch nicht. Der Metapher der unendlichen Zeit entspricht in der Metaphorik des Raumes die unergründliche Tiefe. Diese Metaphern verbinden die Schulen weit mehr miteinander als inhaltliche Gemeinsamkeiten.

Dauer, Frequenz und Tiefe der Lehranalyse werden mit ganz unterschiedlichen Theorien über die kindliche Entwicklung und deren Auswirkung auf seelische Störungen begründet. Für jeden wissenschaftlich denkenden Analytiker muß es beunruhigend sein, daß die Ideen und Theorien Freuds, Ferenczis, Eisslers, Kleins, Kohuts, Lacans, Mahlers, Winicotts, um nur einige der großen Namen zu nennen, in sich widerspruchsvoll, untereinander inkompatibel oder mit Beobachtungen und Theorien anderer Disziplinen unverträglich sind. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß auf einer metaphorischen Ebene alle psychoanalytischen Theorien einander ähnlich sind und einen Kern Wahrheit enthalten, könnten trotz falscher ätiologischer Theorien therapeutische Erfolge erzielt werden. Bei den bestehenden eklatanten Widersprüchen in den Theorien der Entstehung seelischer Leiden kann ich die beispielsweise von Pulver (1987) und Joseph (1984) vertretene Idee, daß Patienten Einsichten gewinnen können, die in verschiedenen Terminologien ausgedrückt werden, aber im Grunde nur metaphorische Spielarten der gleichen Prozesse darstellen, nicht teilen (vgl. Thomä und Kächele, 1988, S. 22 ff.). Die Metaphorik der psychoanalytischen Therapie- und Theoriesprache wird uferlos, wenn die »negative Analogie« im Gebrauch von Metaphern nicht berücksichtigt wird (vgl. Cheshire und Thomä, 1991). Es stellt sich die Frage, wie in der Psychoanalyse trotz widerspruchsvoller ätiologischer Theorien therapeutische Erfolge erzielt werden. Dieses Problem hatte Glover (1931) im Auge, als er zwischen »unvollständigen« und »unexakten« Deutungen unterschied. Er glaubte, daß die psychoanalytische Erkenntnis zu immer vollständigeren Deutungen führe und der suggestive Anteil der Therapie immer weiter zurückgehe. Glover ging von einem einheitlichen Fortschritt aus und erwoگ nicht, daß recht widerspruchsvolle Theorien mit dem Anspruch auf umfassende therapeutische Wirksamkeit entstehen könnten.

Obwohl in Lehranalysen keine Theorien vermittelt werden, muß dieses Thema hier deshalb besprochen werden, weil der Kandidat unbewußt den theoretischen Hintergrund übernimmt, der in Deutungen und im Regelverhältnis des Lehranalytikers zum Ausdruck kommt. Gerade die unbewußte Verinnerlichung macht eine kritische Auseinandersetzung

mit den häufig nur implizierten Denkschemata des Lehranalytikers unmöglich. So werden falsche Theorien weitergegeben und vom Kandidaten übernommen.

Aufgrund irreführender Theorien und unkritischer Anwendung behandlungstechnischer Regeln bleiben Analytiker mit oder ohne Bindung an eine der Schulrichtungen hinter dem therapeutischen Potential der psychoanalytischen Methode zurück. Geradezu erschütternd ist es, wenn einflußreiche Vertreter einer Schulrichtung oder Analytiker, die sich an einem hausgemachten Dogmatismus festgehalten haben, schließlich in den letzten Jahren ihrer beruflichen Laufbahn die antitherapeutischen Elemente ihrer Behandlungstechnik entdecken. So hat H. Rosenfeld (1987) in seinem posthum erschienenen Buch festgestellt, daß die typischen kleinianischen Neiddeutungen in »Sackgassen« führen, also unter Umständen für das Scheitern von Therapien verantwortlich zu machen sind. In der fachinternen Diskussion hat Balint (1968, S. 129) darauf schon vor Jahren aufmerksam gemacht, ohne Gehör gefunden zu haben. Historisch betrachtet scheinen sich die Lehranalysen zweimal sprunghaft verlängert zu haben. Seit den späten fünfziger Jahren steigt die Kurve auf hohem Plateau an den maßgebenden Instituten langsamer, aber stetig an. Die durchschnittliche Dauer der Lehranalyse liegt bei weit über 1 000 Sitzungen. Balint (1953) hat aufgrund persönlicher Eindrücke die »Wanderschaft« beschrieben, die bis in die frühen dreißiger Jahre hinein niedergelassene Analytiker zur Wiederaufnahme ihrer persönlichen Analyse unter großen Opfern an einen anderen Ort führte. Ein wesentlicher Grund für die Supertherapie war nach Balints Meinung, daß eine Anzahl älterer Analytiker zu der Überzeugung gelangte, daß ihre frühere Ausbildung unzureichend war. Sie versuchten, diesen Mangel durch eine weitere Analyse auszugleichen.

Es ist erstaunlich, daß diese Analytiker das Ungenügen sich selbst und letztlich vielleicht sogar der eigenen Psychopathologie zugeschrieben haben. Auch Balint hat im Rückblick keine alternativen Erklärungen ins Auge gefaßt. Ohne Zweifel sind die Belastungen dieses einsamen und asketischen Berufes größer, als es sich der Anfänger vorstellt, und es dauert eine gute Weile, bis man, im Sprechzimmer von Hoffnungslosigkeit und menschlichem Leiden überhäuft, Freude aus den einzigartigen Möglichkeiten dieses Berufes ziehen kann. Daß damals die Vorbereitung auf die Praxis unzureichend war, lag vermutlich weniger an der Lehranalyse als vielmehr an der ungenügenden klinischen Schulung unter Supervision. Es ist zu bezweifeln, ob die ungleichgewichtige heutige Ausbildung mit langen Lehranalysen, zumindest bei den Kandidaten, die keine breite

Erfahrung an einer psychotherapeutischen Institution sammeln können, wesentlich besser geworden ist. Auf einer anderen Ebene liegen die Probleme, die entstehen, wenn ein Analytiker aus persönlichen Gründen Hilfe sucht und erneut eine Therapie machen möchte. Wegen der komplizierten Übertragungsverwicklungen in der eigenen Gruppe blieb diesen hilfeschuchenden Analytikern damals nichts anderes übrig, als ihre Praxis aufzugeben und für Jahre ins Ausland zu gehen. Diese persönlichen Entscheidungen wirkten auf längere Sicht deshalb beispielhaft und meinungsbildend, weil daran abzulesen war, wieviel Analyse X, Y und Z benötigt haben, um Lebensschwierigkeiten und vor allem einen einsamen und asketischen Beruf auszuhalten. Fast ein halbes Jahrhundert später und nachdem das heutige, nur noch langsam ansteigende Plateau erreicht ist, wird die Dauer der Lehranalyse psychohygienisch begründet. So hat Cooper (1985) die Diskussion bei der Zweiten Lehranalytikerkonferenz der IPV über das Thema »Die Beendigung der Lehranalyse« dahingehend zusammengefaßt, daß sich alle Teilnehmer weit von Freud entfernt haben,

»der den Zweck der persönlichen Analyse darin sah, dem künftigen Analytiker eine exemplarische Erfahrung des analytischen Prozesses zu vermitteln. Ich glaube, sie alle würden der Aussage zustimmen, daß der Zweck der persönlichen Analyse darin liegt, eine psychische Funktionsfähigkeit zu erreichen, die es dem Analysanden fortan ermöglicht, die Belastungen der analytischen Arbeit ein langes Berufsleben hindurch zu ertragen. Innerhalb dieser Gemeinsamkeit freilich gibt es deutlich widerstreitende Interessen. Den Institutionen ist es wichtig, den Berufsstand intakt zu halten, und darum streben sie nach einem Mitspracherecht bei der Bewertung des analytischen Prozesses – zumindest zum Zeitpunkt der Beendigung –, damit der daraus hervorgehende Kollege ihren Vorstellungen eines Psychoanalytikers entspricht. Zwischen den Institutionen bestehen enorme Unterschiede, sowohl was diese normativen Vorstellungen als auch was ihre Bereitschaft angeht, den Lehranalytiker seine Arbeit unabhängig durchführen zu lassen. Kandidaten wünschen gewöhnlich die beste Psychoanalyse und eine vollständige Autonomie und Privatheit für deren Verlauf. Ein zentrales Element dieser Autonomie ist die Freiheit, die Analyse allein nach Maßgabe des Geschehens im Behandlungszimmer zu beenden. Wir selbst, die Lehranalytiker, suchen die Gewißheit, daß wir das Menschenmögliche in Erfüllung der doppelten Aufgabe getan haben, unseren Patienten zu analysieren und den Kandidaten auf seine Rolle als Analytiker-Kollege vorzubereiten. Sicher sind Lehranalytiker geteilter Meinung darüber, ob sich diese zwei Ziele völlig miteinander vereinbaren lassen. Aber ich denke doch, daß keiner von uns frei von seinem Gefühl der Verantwortung für die künftigen analytischen Patienten unserer Kandidaten sein kann. In bezug auf das Thema unserer Tagung – der Prozeß der Lehranalyse, unseren Erwartungen an sie, was wurde darin erreicht? – liegt es nahe, die Interessen so zuzuordnen, daß die Institute vor allem den Prozeß, wir Lehranalytiker unsere Erwartungen und die Kandidaten das erreichte Ereignis betonen; aber das wäre eine grobe Simplifizierung« (Cooper, 1985, S.4).

Selbstverständlich macht es einen großen Unterschied aus, wer über Belastungen und Belastbarkeit das Sagen hat. Heute sind es die Standards, damals war es die persönliche Entscheidung. Tatsächlich kam es zum

zweiten Anstieg der Dauer der Lehranalyse nicht aufgrund gutgemeinter Fürsorgepflicht, sondern als Reaktion der Amerikanischen Psychoanalytischen Gesellschaft auf das Drängen einer zielstrebigen jungen Generation. Darüber hat Knight (1953) als ausscheidender Präsident und im Rückblick auf eine 15jährige Tätigkeit in verschiedenen Gremien dieser Gesellschaft berichtet. Er beschrieb, daß die Institute durch die Anzahl der Kandidaten und deren »ehrgeizige Hast«, die Ausbildung rasch abzuschließen, sowie deren Tendenz, mit einem oberflächlichen Verständnis der Theorie zufrieden zu sein, unter Druck gerieten. Als Reaktion darauf, so führt Knight aus, wurde von den älteren Analytikern genaue quantitative Anforderungen für die Anzahl der analytischen Sitzungen und Supervisionen, die Frequenz von Lehr- und Kontrollanalysen sowie der Jahre zwischen der Immatrikulation und der Aufnahme als Mitglied der APA durchgesetzt.

Das diskutierte Problem läßt sich noch an einem weiteren Thema erläutern. Unterm psychoanalytischen Mikroskop werden hinter der Oberfläche, die häufig als Fassade abgetan wird, »verrückte« Tiefendimensionen sichtbar. In der psychoanalytischen Charakterologie wurden einige typische Zusammenhänge zwischen manifesten Verhaltensweisen und unbewußten Phantasien beschrieben. Was geschieht nun, wenn ein Kandidat, der sich selbst für normal hält und der sich in allen wichtigen Lebensbereichen so bewährt hat, daß er von seiner Umwelt als normal angesehen wird: Er verwandelt sich in einen Charakterneurotiker, ja, in einen »Normopathen«. Gitelson (1954) beschreibt »therapeutische Probleme in der Analyse des normalen Kandidaten«. Im vorausgegangenen Jahrzehnt seien die meisten Kandidaten in den USA im Unterschied zur früheren Generation ziemlich normal gewesen. Die therapeutischen Probleme mit diesen Kandidaten hätten sich daraus ergeben, daß es sich bei genauerem Hinsehen um »normale Charakterstörungen« gehandelt habe.

Unter didaktischen Gesichtspunkten ist es sicher unerläßlich, daß ein Kandidat, der nicht unter seinem Charakter leidet und der sich im Einklang mit seiner Umgebung befindet, die Psychodynamik von Charakterwiderständen kennenlernt und seine Wahrnehmungsfähigkeit für unbewußte Motivationen erhöht wird. Es gibt freilich auch die Tendenz, die Reichsche Lehre über den Charakterpanzer oder die Beobachtung von kontraphobischen Lebensläufen so zu verallgemeinern, daß Normalität und Originalität gleichermaßen verschwinden oder pathologisiert werden. Daß der sogenannte normale Kandidat nach der Beobachtung von Limentani (1984) seit einigen Jahren in London und in anderen

Ländern wieder verschwunden ist, verdient am Rande erwähnt zu werden. Damit hat sich freilich das diskutierte Problem ebensowenig erledigt wie die allgemein bekannte Tatsache, daß es unter Kandidaten sehr kranke Menschen gibt (vgl. Limentani, 1989), die auch nach Abschluß langer Lehranalysen und als anerkannte Psychoanalytiker keine befriedigende Lösung ihrer unbewußt motivierten Konflikte und manifesten Lebensprobleme erreicht haben. Gibt man der Lehranalyse die Zielsetzung der Strukturveränderung, ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein unendlicher Prozeß eingeleitet wird, um so größer, wenn auf den Nachweis von Veränderungen verzichtet wird. Lehranalysen liegen im wissenschaftlichen Niemandsland.

Standen bis in die frühen fünfziger Jahre hinein in den Ausbildungsrichtlinien vieler Institute und Gesellschaften noch Zahlen über die Dauer der Lehranalyse, die sich um eine Mindestforderung von etwa 300 Sitzungen bewegten (vgl. Balint, 1948; Smirnoff, 1987, S.149), so verschwanden schließlich alle zeitlichen Angaben in den Curricula – was diese Mindestforderungen auch immer in Wirklichkeit bedeutet haben mögen. In den Bestimmungen des strengen »US-board of professional standards« hat sich die Zahl 300 als Minimum für die Lehranalyse erhalten, wie Orgel (1982) berichtet, und er fügt hinzu, es sei eine ziemlich gut begründete Annahme, daß die große Majorität, wenn nicht alle Lehranalysen viel länger als 300 Stunden dauern. Tatsächlich wurden nach der Statistik von Lewin und Ross (1960) schon damals die Mindestanforderungen im allgemeinen erheblich überschritten.

Zur Verlängerung der Lehranalysen trägt in der DPV und der DGPT die Regel bei, daß die Lehranalyse die gesamte Weiterbildung kontinuierlich zu begleiten habe. Die Dauer wird damit von äußeren Umständen und Zufälligkeiten abhängig, insbesondere davon, wann der Kandidat leichtere oder mittelschwere neurotische Patienten findet, die sich als Kontroll- und Examensfälle eignen und bereit sind, viermal wöchentlich wenigstens drei Jahre lang zur Analyse zu kommen. Nur selten ist es möglich, eine klare Indikation für eine vierstündige Analyse zu begründen, wenn Patient, Gutachter oder Krankenkassen fragen, ob nicht auch eine dreistündige Therapie einen ähnlich erfolgreichen Verlauf nehmen könnte. Das Suchen geeigneter Fälle kann den Beginn der praktischen Ausbildung um viele Monate verzögern. Es kommt hinzu, daß für die Ausbildungsfälle nicht nur eine vierstündige Frequenz während eines langen Zeitraums gefordert wird. Beim Examen (als Kolloquium) soll die vorgetragene Analyse 300 Stunden gedauert haben und weiter fortgesetzt werden. Beendet der als »Examensfall« vorgesehene Patient seine

Therapie schon früher oder fordert er aus guten äußeren und inneren Gründen eine Reduzierung auf drei Sitzungen pro Woche, muß der Kandidat erneut auf die Suche gehen und mit einem neuen Fall von vorn beginnen.

Die Regel, daß die Lehranalyse die gesamte Weiterbildung begleiten sollte, wurde eingeführt, um dem Kandidaten zu ermöglichen, persönliche Probleme, die sich in der Konfrontation mit Patienten verstärken können und sich auf diese auswirken, mit seinem Lehranalytiker zu klären – eine plausible Begründung. Freilich muß es zu denken geben, daß man sich unbeliebt macht, wenn man diesbezüglich kritische Fragen stellt. Wie oft kommt es vor, daß Lehranalysanden ihre Beunruhigung aus Therapien in der eigenen Analyse vorbringen? Um welche Themen handelt es sich, die der Kandidat nicht mit seinem Kontrollanalytiker glaubt besprechen zu können? Solche und andere Fragen könnten leicht und völlig anonym durch eine Umfrage bei Lehranalytikern und Kandidaten geklärt werden. Die gewonnenen Ergebnisse könnten dazu beitragen, die Vor- und Nachteile einer Regel abzuwägen, die seit Jahren zu einer stetigen Verlängerung der Lehranalyse und der gesamten Ausbildung führt, aber als der Weisheit letzter Schluß deshalb gilt, weil jedermann – mit Befriedigung oder Schuldgefühl – weiß, daß Regeln dazu da sind, Ausnahmen zu erlauben. Kandidaten, die, wie es so schön heißt, als »Ausnahmen die Regel bestätigen«, gehen übrigens häufig mit erhöhter Angst in das Examen und befürchten beunruhigende Fragen nach ihrer Gegenübertragung.

Stellt man mit J. Sandler (1983, S.44) in den Mittelpunkt, daß die Psychoanalyse das ist, was Psychoanalytiker machen, muß man bedenken, welche Leitideen in der Ausbildung wirksam werden und inwieweit diese das therapeutische und wissenschaftliche Potential der Methode erhöhen. Der Gruppennarzißmus hält Systeme aufrecht, die, einmal durch innovative Ideen initiiert, sich rascher relativieren würden, wenn ihre Vertreter den kritischen Austausch innerhalb der Schulen, ganz zu schweigen von der interdisziplinären Diskussion, ernster nehmen würden. Je länger die Lehranalyse dauert, desto größer wird die Gefahr, daß sich unbeabsichtigte Indoktrinationen vollziehen, durch die dann die Zugehörigkeit zu einer Schule bestimmt und die wissenschaftliche Kritik erschwert wird.

4.2 Indoktrination versus Identifizierung

Die entscheidende Frage ist, ob es möglich ist, die ebenso unvermeidlichen wie notwendigen Identifikationen mit den Funktionen des Analytikers so herzustellen, daß Indoktrinationen von vornherein nicht zustande kommen können oder diesen immer wieder der Boden entzogen wird. Sollte

die Gefahr der Indoktrination proportional zur Dauer zunehmen oder gar exponentiell wachsen und schließlich gar unkorrigierbar werden, würde die Analyse ihr höchstes Ziel verraten. A.Sandler hat die beunruhigende Frage aufgeworfen: »Inwieweit ist die unvermeidliche Indoktrination, die in unserer Ausbildung [gemeint ist die Lehranalyse] entsteht, etwas Unerwünschtes, und wenn sie es ist, was kann dagegen getan werden?« (1987, S.137). Bei derselben Lehranalytikerkonferenz hat Smirnoff für die Weitergabe analytischen Gedankenguts im Sinne einer Doktrin plädiert und diese als ein Gesamt unwandelbarer fundamentaler Grundsätze von wissenschaftlichen Theorien unterschieden. Die von Smirnoff genannten fundamentalen Grundsätze der Doktrin, nämlich das Unbewußte, die Verdrängung, die kindliche Sexualität, der Ödipuskomplex und die Bisexualität, sind aber, wie die Geschichte lehrt, durchaus wandelbare Theorien. Der Gesichtspunkt der psychischen Determinierung, für den ebenfalls Unwandelbarkeit beansprucht wurde, kann als fruchtbares heuristisches Prinzip gelten. Entscheidend bleibt der Nachweis bestimmter kausaler Zusammenhänge. Die psychoanalytischen Theorien sind allzu häufig doktrinär vermittelt oder ontologisiert worden. So hat Freuds biologische Auffassung der Bisexualität lange Zeit verhindert, die Bedeutung unbewußter Phantasien und psychosozialer Bedingungen bei der Entstehung der sexuellen Identität zu erkennen (vgl. Kubie, 1974; Stoller, 1968; Lichtenstein, 1961).

Viele Psychoanalytiker haben sich damit befaßt, wie Indoktrinationen vermieden werden können. Entsprechend groß scheint die Beunruhigung gewesen zu sein, die durch die Vorträge von Sandler und Smirnoff ausgelöst wurde. Dem zusammenfassenden Bericht von Faimberg (1987) kann man jedenfalls entnehmen, daß man sich sehr anstrengte, zwischen »Vermittlung einer Doktrin« und »Indoktrination« zu unterscheiden. Vielleicht kann man es sogar als einen Fortschritt ansehen, daß ein so heißes Eisen angefaßt wurde. Wortspielereien um feine sprachliche Unterschiede zwischen indoktrinieren und eine Doktrin vermitteln, helfen allerdings nicht weiter. Ich gehe davon aus, daß Indoktrinationen in jedem Fall unerwünscht sind, und ich bin auch davon überzeugt, daß sie vermieden werden können. Es liegt vor allem am Analytiker, immer wieder für sich selbst das Verhältnis seiner »latenten Anthropologie« (H.Kunz, 1975) als Basis seiner Weltanschauung zu den allgemeinen und speziellen Theorien zu klären. Daraus ergeben sich auch Korrekturen an der »wissenschaftlichen« Weltanschauung Freuds. Im Übrigen geht es ja in der konkreten analytischen Situation nicht um das abstrakte allgemeine Menschenbild des Analytikers, sondern um seine Ansichten zu be-

stimmten Konflikten im Erleben eines Patienten und deren Auswirkung auf das Verhalten und auf Symptome, also um überprüfbare psychodynamische Erklärungsschemata. Unvermeidlich ist allerdings, daß es bei der Lösung von Konflikten und auch sonst zu Verinnerlichungen kommt, wobei der Patient stets eine Auswahl trifft und das letzte Wort hat. Der ganze Rahmen, innerhalb dessen sich die Lehranalyse vollzieht, bringt freilich viele Komplikationen mit sich, die größer sind, als vor einigen Jahrzehnten bekannt sein konnte.

Wie die Untersuchung von Kernberg zeigt, hat es systemimmanente Gründe, daß die Dauer hochfrequenter Lehranalysen, wie sie auch in der nichtinstitutionalisierten Psychoanalyse praktiziert werden, ungünstige Nebenwirkungen auf den einzelnen und auf die Berufsgemeinschaft haben kann. Zunächst fasse ich Kernbergs Diagnose zusammen. Er geht davon aus, »daß die Psychoanalyse als Wissenschaft und nicht als ein Glaubenssystem stehen oder fallen sollte« (S.61). Die hierfür unerläßliche kritische Einstellung werde aber durch die religiösen Aspekte der Ausbildung erschwert: »Die totale Durchforschung der Persönlichkeit des Novizen, während die Persönlichkeit der Lehrer möglichst im dunkeln bleibt, ist ein Kennzeichen religiöser Erziehung« (S.61). Sachs (1930) hat einen Vergleich mit den »Noviziat der Kirche« gezogen. Daß eine solche Unterwerfung dem aufklärerischen Ideal Freuds zuwiderläuft, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Tendenz zum Noviziat hat sich wahrscheinlich deshalb durchgesetzt, weil die nüchternen Zielsetzungen der »technischen Berufsschule« in den meisten Ausbildungsinstituten nur recht unvollkommen vermittelt werden. Die Meister stellen, so kritisiert Kernberg (1984), ihre Arbeit im allgemeinen gerade nicht vor:

»Kandidaten werden systematisch in Unkenntnis darüber gehalten, wie ihre Lehrer im einzelnen Psychoanalysen durchführen. In Fallseminaren und Kontrollsitungen werden nur von ihnen selbst oder von anderen Kandidaten behandelte Fälle erörtert und damit Behandlungstechniken, die vermutlich nicht das Optimum darstellen. Je erfahrener der Analytiker, desto weniger Einblick gibt er den Auszubildenden in seine analytische Arbeit. Wenn Kandidaten keine Beispiele kompetent gehandhabter psychoanalytischer Techniken kennenlernen, neigen sie zur Idealisierung sowohl der Technik als auch der älteren Mitglieder des Lehrkörpers (Kernberg, 1984, S.59).

Die Atmosphäre wird von ihm folgendermaßen beschrieben:

»Buchstäblich alle psychoanalytischen Institute sind gekennzeichnet von Idealisierung und Verfolgungsphantasien. Eine entscheidende Rolle bei der Einsetzung spielt die Idealisierung der Lehranalyse und des Lehranalytikers. Da sich der Lehranalytiker bemühen muß, seinem Kandidaten einen *leeren Projektionsschirm* darzubieten, tendiert er zur Verheimlichung seiner Aktivitäten am Institut. Diese Verwirrung begünstigt das Ideal des anonymen Analytikers [...]« (ebd., S.63; Hervorhebung von H. T.).

Aus ihrer Sicht als Kandidaten und in vorsichtiger Diktion mit allzu großer Bereitschaft, das typische Institutsklima vorwiegend auf eigene projektive Identifikationen zurückzuführen, haben Bruzzone et al. (1985) die Beobachtungen Kernbergs bestätigt.

4.3 Das »Hier« und »Jetzt« und die psychosoziale Realität

Durch Kernberg und Bruzzone et al. wird ein Prozeß beschrieben, der die durchaus realistischen Auslöser für negative Übertragungen in das Schema der projektiven und introjektiven Identifikation preßt. Fatal ist also, daß das Gewicht, das die Auslöser haben, falsch eingeschätzt wird, und der Lehranalytiker – auch wenn er da und dort einen Fehler einräumt – unangreifbar bleibt, weil er sich als Objekt der Übertragung auf einem leeren Projektionsschirm betrachten läßt und plausible realistische Auslöser in der Interpretation von Verzerrungen vernachlässigt werden. Die Stellung der Lehranalyse und des Lehranalytikers tragen zu jenen Prozessen bei, durch die Übertragungen verzerrt werden. Auch wenn sich Kandidat und Analytiker im Institut nur selten begegnen, so leben sie doch in der gleichen psychosozialen Realität, und beide sind in unterschiedlicher Weise in Spannungen und Konflikte verwickelt. Alle Versuche, Kontaminationen unmöglich zu machen, sind zum Scheitern verurteilt: Der fiktive Spiegel wird fortgesetzt verunreinigt. In ungewöhnlicher Offenheit sagt Watillon:

»Tatsächlich vermitteln wir durch unsere Deutungen und unser Sosein etwas von der Theorie und der Technik, mehr noch, wir entblößen uns irgendwie durch unsere Gewohnheiten, unseren Geschmack und die Art, in der wir den Rahmen der Analyse dem Kandidaten zur Verfügung stellen. Wir decken unsere theoretische Zugehörigkeit durch die Wahl und den Inhalt unserer Deutungen auf. Wir geben Einblicke in unsere Persönlichkeit durch die personalisierte Anwendung der internationalen Regeln der psychoanalytischen Technik. Die Disposition der Räumlichkeiten, der Möbel und die Wahl der Dekoration sind ebenso Hinweise auf unsere Geschmacksrichtungen und unsere außer-analytischen Investitionen. Unsere Haltung enthüllt auch unsere innere Verfassung und die Qualität unseres Empfangs durch den Blick, das Lächeln, den gegebenen oder erwarteten Händedruck, die Intonation der Stimme, die Qualität der Momente des Schweigens etc. All das ist sehr banal und analysierbar, aber die Dinge können kompliziert werden, wenn diese Eindrücke draußen von den Kandidaten wiederholt, diskutiert, zur Wahrheit erhoben und kolportiert werden, bis daraus eine Reputation wird, die in beträchtlichem Ausmaß mit Projektionen und Verzerrungen belastet ist. Die Rückkehr dieser ersten Eindrücke in Form von »Reputation«, die von den Kandidaten untereinander kolportiert wird, kann schwer zu ertragen sein, weil sie unrichtig und schwer analysierbar ist. Durch seinen Kontakt mit anderen Analytikern stellt der Kandidat Vergleiche an und macht sich Gedanken über gewisse Gewohnheiten und Macken seines Analytikers. Die Kandidaten bieten uns einen Zerspiegel an, indem sie im Sinne der Nachahmung Aspekte unserer Persönlichkeit ausleihen, die wir lieber nicht kennen würden. Die Imitationen dieser Art springen zuweilen für jeden erkennbar ins Auge, ausgenommen für den Analytiker des Kandidaten« (Watillon, 1989, S.61 f.).

Immer wieder bezieht sich der Kandidat in seinen Einfällen auf Personen und auf Probleme, die beiden bekannt sind. Was geschieht nun, wenn diese Wahrnehmungen und Beschreibungen als Auslöser von Übertragungen vernachlässigt oder gar in der Annahme, sie stünden im Gegensatz zur Erkenntnis unbewußter Phantasien, übersprungen werden? Unter dem unscheinbaren Titel »Cues: the perceptual edge of the transference« hat Smith (1990) kürzlich eine überzeugende Antwort gegeben. Ausgehend von Veröffentlichungen Schwabers (1983, 1986) und nach kritischer Diskussion neuerer Erkenntnisse über die Bedeutung der Aktualität in der Übertragung (das Hier und Jetzt), kommt Smith zu dem Ergebnis, daß die »perzeptuellen Auslöser« die größte Bedeutung für das Verständnis der seelischen Realität des Patienten haben. Die Interpretation plausibler und realistischer Schlüsselreize öffnet das Schloß, nämlich die Übertragungsdisposition als Schema oder Klischee im Sinne Freuds. Diese Schlüsselreize sind Teil der psychosozialen Realität, weshalb »Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß« (Parin, 1975) immanent ist. Ich habe vorgeschlagen, die Aktualgenese der Übertragung, also die psychosozialen Auslöser, ernstzunehmen, und habe deshalb als besonderen Deutungstyp die aktualgenetische Interpretation eingeführt.

Vielfältige Beobachtungen zwingen zur Annahme, daß besonders in Lehranalysen die perzeptuellen Auslöser der Übertragung, die aus der gemeinsamen psychosozialen Realität des Ausbildungsinstituts stammen, systematisch ausgeblendet werden. Die Fiktion des »leeren Projektionsschirmes« hat eine entlastende Funktion bei allen Themen, die das Ausbildungsinstitut betreffen und die auf realistische Beobachtungen zurückgehen. Wird das innige Verhältnis zwischen Schlüssel und Schloß und die gegenseitige Abhängigkeit unbewußter Schemata von der psychosozialen Realität zugunsten der scheinbar reinen Betrachtung unbewußter Phantasien übersehen, kommt es zu einem fatalen Teufelskreis. Freud hat diesen Prozeß bei paranoiden Entwicklungen beschrieben, die stets von einer historischen Wahrheit und deren Verleugnung ihren Ausgang nehmen, und die – so ist aus unserem heutigen Wissen hinzuzufügen – durch die Nichtanerkennung aktueller Wahrheiten aufrecht erhalten werden.

Es ist an der Zeit, dieses Wissen auf die Entstehung der paranoiden Atmosphäre anzuwenden, die Kernberg und Bruzzone et al. beschrieben haben. Vermutlich hat das Ausblenden der Schlüsselreize gerade in den Lehranalysen die unendliche Spirale bei der Deutung projektiver und introjektiver Identifikationen hervorgebracht. Das Vermeiden der Schlüs-

selreize bei Deutungen der Aktualgenese, die zumindest indirekt auch mit einer Teilanerkennung der psychosozialen Realität einhergehen müßten, führt zu unlösbaren Projektionen in die Vergangenheit. So werden neue Traumatisierungen gesetzt, die eine bestehende Disposition verstärken. Werden die Auslöser von Übertragungen, die aus dem gemeinsamen psychosozialen Umfeld – Sprechzimmer, Institut und Gesellschaft – stammen, nicht ausreichend beachtet und als aktuelle Wahrheiten einer stets »multiplen Realität« (vgl. Kafka, 1989) nicht anerkannt, ist der Weg zurück mit unauflösbaren Verwirrungen belastet, und die Entstellungen in der Übertragung werden nicht kleiner. Sie vergrößern sich. Dem ausführlichen Zitat Watillons kann man entnehmen, daß es nicht leicht ist, bei den aufgeworfenen Themen zu psychoanalytischen Deutungen zu gelangen, die zwischen Scylla und Charybdis hindurchführen. Geht man davon aus, daß die Aktualgenese menschlichen Erlebens stets einen realen Auslöser hat, der von vornherein Teil der subjektiven Welt ist, befindet man sich auf sicherem Boden. Vieles spricht dafür, daß die Vernachlässigung der Aktualgenese von Übertragung und Gegenübertragung zu malignen Regressionen und unwirksamen Deutungstereotypen führen kann. In diesem Sinne wird die Bedeutung des Hier und Jetzt erst in jüngster Zeit systematisch untersucht (vgl. Thomä und Kächele, 1985, 1988).

Sollten sich diese neuen Erkenntnisse klinisch weiter bewähren und der vergleichenden psychoanalytischen Verlaufs- und Ergebnisforschung standhalten, würden rückblickend bestimmte therapeutische Leerläufe verständlicher. Die heute unumgängliche Anerkennung der gegenseitigen Beeinflussung erzwingt den Abschied von der Spiegelanalogie und eröffnet der Analyse der Austauschprozesse in der analytischen Situation und der kritischen Untersuchung von Suggestion und Suggestibilität neue Dimensionen. Unter diesen Gesichtspunkten, zu denen vor allem Gill (1982, 1983, 1984 a, 1984 b, 1988) und viele andere namhafte Analytiker beigetragen haben, sind die Unterschiede zwischen therapeutischen und didaktischen Analysen genauer zu betrachten. Bezüglich der sogenannten Verunreinigung der Übertragung bestehen lediglich graduelle Unterschiede, die von Fall zu Fall auf einem breiten Spektrum liegen können. Denn die reine Übertragung ist eine Fiktion, die zu systematischen Wahrnehmungseinschränkungen führt. Daraus ergibt sich, daß die Aktualgenese der Übertragung in Lehranalysen und ihre Interpretation noch wesentlicher wäre als in Therapien.

4.4 Didaktik und Therapie

Der psychoanalytische Prozeß ist von zahlreichen und inneren Bedingungen abhängig. Patienten kommen mit therapeutischen Zielen zum Analytiker und erwarten wenigstens eine Besserung ihres Leidens – sie hoffen auf Heilung. Kandidaten haben eine therapeutische und eine berufliche Zielsetzung. Stets sind es persönliche, oft sind es leidvolle Lebenserfahrungen oder Symptome und Verhaltensstörungen im engeren Sinn, die einen Menschen zur Analyse motivieren. In dieser Hinsicht besteht zwischen Patienten und Kandidaten kein Unterschied. Die zweifache Motivation verändert jedoch beim Analytiker in spe die Ausgangslage und den Prozeß ganz wesentlich.

Irgendwann in der Lebensgeschichte haben sich beim zukünftigen Kandidaten therapeutische Hoffnungen und wie auch immer entstandene Interessen für das Werk Freuds und seine Bedeutung in der Geistesgeschichte mit der Idee verbunden, den Beruf des Psychoanalytikers zu ergreifen. Zum Zeitpunkt der Bewerbung (beim geschlossenen System) kann die Rangordnung der Motive recht unübersichtlich sein. Kenner des Verfahrens wissen, daß diejenigen Bewerber die besten Zulassungschancen haben, die in ihrer Lebensgeschichte ein ausgewogenes Verhältnis zwischen persönlicher Leidens- und Konfliktfähigkeit und geistigen Interessen aufweisen oder wenigstens glaubhaft darstellen können. Zuviel Normalität erweckt den Eindruck von Verleugnung. Schwere Beziehungsprobleme oder seelische und psychosomatische Symptome legen andererseits die Vermutung nahe, daß durch den angestrebten Beruf – dies gilt übrigens wahrscheinlich für jede Berufswahl im psychosozialen Feld, also in Psychiatrie, Psychologie, Sozialarbeit etc. – unbewußt die Lösung eigener Probleme gesucht wird und sich deshalb auf die Lehranalyse vor allem therapeutische Erwartungen richten. Es ist also nur in der Abstraktion möglich, aber dennoch notwendig, den therapeutischen und den didaktischen Anteil der Lehranalyse voneinander zu trennen.

Das offene System mit vorgeschalteter persönlicher Analyse bei einem nichtberichtenden Analytiker sichert die Vertrauensbasis, die potentiell bei der Berichterstattung gestört ist. Die wesentlichen technischen Probleme, die sich aus dem Berufswunsch des Analysanden ergeben, sind jedoch durch kein Arrangement zu lösen. In dieser Hinsicht kann das offene System sogar den Anschein erwecken, als könnte der Projektionsschirm unbefleckt erhalten bleiben. Es ist naiv zu glauben, daß ein Kandidat, der sich beispielsweise nach vierjähriger vorgeschalteter Analyse endlich beim Ausbildungsausschuß bewerben möchte, nicht spürt,

was der Analytiker davon hält. Die Klärung der stets vielfältigen bewußten und unbewußten Gründe, einschließlich offener oder verdeckter therapeutischer Hoffnungen, die zu einer persönlichen Analyse geführt haben, liegt auf einer anderen Ebene als das Problem der beruflichen Begabung des Analysanden. Im allgemeinen verstärken langjährige Analysen beim offenen System den Berufswunsch. Bei vorgeschalteter Analyse erwartet der Analysand, daß er schließlich zugelassen wird. Erfolgt die Lehranalyse bereits nach der Selektion, dann erwarten Kandidat und Institut, daß die Fähigkeiten des Kandidaten im Laufe der Zeit zunehmen. Von allen Seiten werden positive Veränderungen erwartet, und besonders bei Kandidaten mit zweifelhafter Eignung wird der Lehranalyse eine therapeutische Funktion zugeschrieben. Es ist notwendig, dieses Thema genauer zu erläutern.

Die Lehranalyse verdankt ihre Bezeichnung der ihr zugeschriebenen Funktion: sie soll spezielle Wahrnehmungseinschränkungen beseitigen. Als regelhafter Selbstversuch ist die dialogische Analyse deshalb notwendig, weil die monologische Selbstanalyse, die Anzieu (1988, S.19) mißverständlich als »unkritische Selbstbeobachtung« bezeichnet hat, nicht tief genug geht. Die Selbstanalyse – nach Freuds Vorbild – mit Verwendung des freien Assoziierens zu Träumen und anderen seelischen Phänomenen reicht nach heutiger psychoanalytischer Auffassung nicht aus, um Skotome zu beseitigen. Im Interesse seiner zukünftigen Patienten unterwirft sich der angehende Analytiker einer Lehranalyse, weil die eigenen Komplexe der Selbst- und der Fremderkenntnis im Wege stehen und durch andere Mittel (Supervisionen und klinische Diskussionen z.B.) nicht beseitigt werden können. Die im Gespräch mit einem sachkundigen Analytiker gewonnenen Einblicke in seelische Abläufe und Zusammenhänge haben eine befreiende Wirkung und einen therapeutischen Aspekt. Insofern hatte die Lehranalyse von Anfang an eine therapeutische Funktion, die im Lauf der Jahre immer stärker in den Mittelpunkt rückte. Zu dieser Entwicklung tragen alle Beteiligten bei. Der Analysand hat therapeutische Ziele neben seinem Berufswunsch. Die Praxis vieler renommierter Analytiker ist auf die Behandlung von Kandidaten ausgerichtet. Das Institut erwartet von der Lehranalyse günstige Auswirkungen auf den Charakter des Kandidaten. Dieses Dreieck stabilisiert sich selbst. Kritik löst allseitige Beunruhigung aus. Angesichts der inzwischen erfolgten Ausgestaltung der Lehranalyse zur Supertherapie ist eine Rückbesinnung auf die didaktische Funktion ebenso dringlich wie unbeliebt. Freud entwickelte zwischen 1912 und 1937 einigen Zweifel daran, ob die Analytiker selbst »durchwegs das Maß von psychischer

Normalität erreicht haben, zu dem sie ihre Patienten erziehen wollen« (1937c, S.93). Kann heutzutage davon ausgegangen werden, daß es im Bewerbungsverfahren möglich ist festzustellen, ob jemand »ein annähernd normaler Mensch« ist und erwarten läßt, daß er in der Lage ist, in der Lehranalyse »von jenen Eigenkomplexen Kenntnis« zu nehmen, die ihn »in der Erfassung des vom Analysierten Dargebotenen« stören könnten? Mit diesen Worten begründete Freud (1912e, S.382) die Notwendigkeit der »psychoanalytischen Purifizierung« als Befreiung von »blinden Flecken«, durch die die Wahrnehmungsfähigkeit eingeschränkt wird. Die entscheidende Frage ist, wie lange man braucht, um mit Hilfe einer persönlichen Analyse so weit zu sein, daß disqualifizierende Wahrnehmungseinschränkungen behoben sind. Kompromißhafte Bezeichnungen zeigen ein Dilemma und verdecken es zugleich. Man spricht vom Patient-Kandidat oder vom Kandidat-Patient. Aus der Lehranalyse ist im englischen Sprachraum die »training analysis« geworden. Ihre didaktische Funktion, die der Bezeichnung Lehranalyse ihren Sinn gibt, ist gänzlich in den Hintergrund getreten. Die Mehrzahl der psychoanalytischen Gesellschaften und Institute, die nach einem Auswahlverfahren Kandidaten zur Ausbildung annehmen, bleiben zwar bei der Bezeichnung Lehranalyse, aber diese hat in erster Linie eine therapeutische Zielsetzung. Zugleich wird von vielen Seiten bezweifelt, ob die psychoanalytische Methode unter den besonderen Bedingungen der Ausbildung ihre therapeutische Wirksamkeit voll entfalten kann. Was ergibt sich für die didaktische Nebenfunktion der Lehranalysen, wenn deren Hauptaufgabe, nämlich die Therapie sich unter Bedingungen vollzieht, die keineswegs vorbildlich sind, jedoch vom angehenden Analytiker so erlebt und in seiner späteren Praxis mit Patienten entsprechend wiederholt werden? Der Kandidat selbst wiederum, der über die Lehranalyse eine Therapie gesucht hat, wird von deren Ausgang enttäuscht sein und nach seiner Qualifikation zum Analytiker eine von allen Verpflichtungen entlastende Behandlung suchen – »Die Lehranalyse für das Institut und die zweite Analyse für mich selbst.« Nicht wenige Bewerber machen schon vorweg eine therapeutische Analyse, auch in der Erwartung, danach eher zur Ausbildung zugelassen zu werden. Diese Lösung wird in großem Stil von jenen psychoanalytischen Gesellschaften praktiziert, die keine formale Lehranalyse haben und über die Qualifikation bezüglich der Behandlung von Patienten erst nach langjähriger, sogenannter persönlicher Analyse entscheiden. Zu dieser wenig glücklichen Wortwahl – eine persönliche Angelegenheit ist die »Eigenanalyse« allemal – scheint es gekommen zu sein, um dem Analysanden die Bezeich-

nung Therapie (bzw. Patient) zu ersparen. Nach wie vor ist seelisches Leiden oder das Eingeständnis der Motivation zur Analyse sozial stigmatisiert. Auf der anderen Seite ist die »persönliche Analyse« dem medizinischen Therapie- bzw. Krankheitsverständnis oft nicht unterzuordnen.

Aus dem soeben diskutierten Thema ergibt sich das Problem, wer aufgrund welcher Kriterien die Fähigkeit des Kandidaten beurteilt und wie zuverlässig diese Einschätzung erfolgt. Bei dieser Beurteilung müßte ja zwischen dem Anteil, den die Lehranalyse am Ausbildungsfortschritt hat, von den anderen Seiten unterschieden werden – ein schwieriges, wenn nicht unmögliches Unterfangen. So beruft man sich auf die Erfahrung, die besagt, daß es in den letzten Jahrzehnten tatsächlich zu einer stetigen Verlängerung der Lehranalyse gekommen ist. Tatsächlich bringt der Beruf des Psychoanalytikers so ungewöhnliche Belastungen mit sich, daß er in besonderem Maße für das Helfersyndrom anfällig ist, d. h. der Helfer braucht Hilfe. Freilich sind die gegenwärtigen Belastungen durch die Superlehranalyse in Rechnung zu stellen, wenn man den davon abgeleiteten späteren Schutz ins Auge faßt. Es ist wenig wahrscheinlich, daß eine spezielle Prophylaxe möglich ist. Im übrigen scheint die psychoanalytische Purifizierung, wenn sie über die Vermittlung von Einsicht in persönliche Komplexe hinausgeht, sogar zu größeren, und zwar zu systematischen Skotomen führen können. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß gerade die jahrelangen Lehranalysen in den jeweiligen psychoanalytischen Schulen und Richtungen zu Einseitigkeiten, zu systematischen Wahrnehmungseinschränkungen führen, so daß persönliche durch schulspezifische Skotome ersetzt werden. Freuds Warnung vor der Versuchung, was er (der Analytiker) in dumpfer Selbstwahrnehmung von den Eigentümlichkeiten seiner eigenen Person erkenne, als allgemein gültige Theorie in die Wissenschaft hinauszuprojizieren (1912e, S.383), ist angesichts von Gruppenprojektionen besonders ernst zu nehmen. Denn hierbei wird scheinbar ein wissenschaftliches Gebot erfüllt, nämlich die intersubjektive Übereinstimmung. Wie schwierig es ist, sich von solchen gruppenspezifisch abgesicherten Scheinwahrheiten zu befreien, wenn diese erst einmal jahrelang hinausprojiziert wurden, zeigen die Biographien vieler Psychoanalytiker, die sich nach schmerzlichen Kämpfen schließlich geistig unabhängig gemacht haben. Geht man mit Freud davon aus, daß der zukünftige Analytiker weder vor der Analyse ein vollkommener Mensch ist, noch ein solcher werden wird, kann man nach wie vor seiner Auffassung zustimmen, daß die Eigenanalyse aus praktischen Gründen kurz und unvollständig sein kann

und ihre Leistung erfüllt ist, »wenn sie dem Lehrling die sichere Überzeugung von der Existenz des Unbewußten bringt, ihm die sonst unglaublichen Selbstwahrnehmungen beim Auftauchen des Verdrängten vermittelt und ihm an einer ersten Probe die Technik zeigt, die sich in der analytischen Tätigkeit allein bewährt hat« (1937 c, S. 94 f.). Im klaren Widerspruch zu Freud muß aber heute festgestellt werden, daß ihr »hauptsächlicher Zweck« gerade nicht ist, »dem Lehrer ein Urteil zu ermöglichen, ob der Kandidat zur weiteren Ausbildung zugelassen werden kann« (ebd.). Indem die Lehranalyse – offen oder in den scheinbar liberalen Modellen als persönliche Analyse verdeckt – mit diesem Ziel praktiziert wurde, hat sich ihr Sinn verkehrt. Die Beurteilung des Kandidaten muß nicht nur von dem Lehrer (Lehranalytiker), sondern von jeder mit der Lehranalyse verbundenen Erwartung gelöst werden.

Ein Analysand, der eine Ausbildung anstrebt, wird, ganz gleichgültig, in welchem Stadium der Zulassung er sich befindet und welchen Status er hat, von seiner Analyse sich nicht nur einen persönlichen Gewinn erhoffen, sondern damit rechnen, daß durch die eigene Analyse die Chancen bei der Bewerbung oder bei späteren Prüfungen steigen und seine Eignung für den angestrebten Beruf stetig wächst. Besonders alle Problemkandidaten, deren Fähigkeiten von den Vertretern des Ausbildungsinstituts bezweifelt werden, klammern sich je länger je mehr an die Hoffnung, mit Hilfe der Lehranalyse doch noch jene nicht leicht faßbaren Persönlichkeitsveränderungen zu erreichen, die für den Beruf qualifizieren. So schwierig es auch sein mag, handfeste Kriterien, die den idealen Analytiker ausmachen, am konkreten Fall nachzuweisen, und so groß auch die Abweichungen sein mögen, die in der Berufsgemeinschaft vorkommen, es besteht nicht der geringste Grund Wertmaßstäbe lächerlich zu machen. Trotz der komplizierten Materie erreichen Analytiker in der Beurteilung der Nichteignung von Bewerbern und Kandidaten oft eine hohe Übereinstimmung, beispielsweise bezüglich des Mangels an Einfühlungsfähigkeit oder unzureichender Selbstkritik als disqualifizierenden Merkmalen. Die Orientierung der *Nichteignung* schafft bei Zulassungsgesprächen eine ausreichende Offenheit, den Bewerber im Zweifelsfall zuzulassen (vgl. van der Leeuw, 1964). Meinungsverschiedenheiten sind bei Problemfällen typisch, und hier liegen auch die schwachen Stellen des Systems. Anstatt die Entscheidungsprozesse und Bewertungen im Ausbildungsausschuß zu klarifizieren und Konsequenzen zu ziehen, die sich aus Zweifeln an der Eignung ergeben, wird die Angelegenheit auf die Lehranalyse verschoben. Dieser wird eine persönlichkeitsverändernde Funktion zugeschrieben mit dem Ziel, die berufliche Eig-

nung zu erhöhen oder herzustellen. Diese Einstellung bringt jene Verwirrung mit sich, die aus der Lehranalyse eine Supertherapie zum Zwecke der Berufsqualifikation gemacht hat. Deshalb hat Groen-Prakken (vgl. 1990) zu Recht empfohlen, diesbezügliche Zielvorstellungen wenigstens in der Schwebe zu halten. Das gleiche Problem tritt auch bei jenen persönlichen Analysen auf, die bei den offenen Modellen der Bewerbung jahrelang vorausgehen, obwohl hierbei einige analytische Kautelen, die beim berichterstattenden System verlorengegangen sind, eingehalten werden. Es ist unter dem Gesichtspunkt des Berufsbildes bedenklich, daß das Kamel nur dann eine Chance haben soll, ins Himmelreich zu kommen, wenn es seine Neurose in einer vieljährigen Therapie abgelegt hat.

Die Wendung von der Lehranalyse zur Supertherapie vollzog sich schon in den dreißiger Jahren. In diesem Sinne hat auch Fenichel (1980) in dem von ihm 1938 verfaßten Bericht festgehalten, daß trotz der unglückseligen Tatsache ernster Komplikationen der Übertragungsbeziehung wegen der Abhängigkeitsverhältnisse die Lehranalyse doch eine besonders gute therapeutische Analyse sein müsse (S.34). War Freud noch davon ausgegangen, daß die Lehranalyse zwangsläufig »nur kurz und unvollständig sein könne« (1937c, S.94), so wurde nun im Sinne der unendlichen Analyse eine immer vollständigere Vollkommenheit angestrebt.

(Anschrift des Verf.: Prof.Dr.Helmut Thomä, Wilhelm-Leuschner-Str. 11, 7900 Ulm)